Tt. sing. 433(3

AUCH ICH

WAR

IN

PARIS.

Quacunque libido est,

Incedo solus.

Horat.

Drittes Bändchen.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung.
1804.

Erk/50/552

— Ου τα πραγματα, ἀλλα τα περι των πραγματων δογματα.

Epictet.

(Nicht die Begegnisse, sondern ihre Bedeutung —)

Wer ist ihr gleich, dieser grofsen Stadt, der Mächtigen, welcher Gewalt gegeben ist über alle Sprachen und Völker der Erde! Um deren Gunst die Könige buhlen, und von deren Zauberkelch die Söhne des Reichthums trunken werden! Die sich mit der Beute des Sieges bekleidet, und sich schmückt mit fremdem Golde und Juwelen! Deren Menschenfluthen rauschen wie die Stimme eines grofsen Wassers, wie eines starken Donners Stimme! — Wahrlich, schon ihre Aussenseite, das was Ihr an der Stirne geschrieben und allen Augen zur Schau steht, enthält für den Fremdling so viel Geheimnifs und Uebung der Weisheit, dafs ich um den Genufs ihrer verborgenen Reitze niemand beneide, bevor ich diese

äussern geprüft habe. Nicht also an den Tafeln der Grofsen, nicht im Kreise einzelner Familien, noch im Umgange mit Gelehrten, sollte es mir auch vergönnt seyn, werde ich zuerst den Charakter dieser Hauptstadt und die Sinnesart ihrer Bewohner aufsuchen, sondern auf Strafsen und öffentlichen Plätzen, wo es nur Augen die sehen, und Ohren die hören können, bedarf, um den Geist des Volkes zu fassen, der sich im Stehen und Gehen, Geberden und Sprache, Handel und Wandel, Zeitvertreib und Arbeit, bey fröhlichen Auftritten, oder da „wo es ein Unglück zum Besten gibt", kurz allenthalben offenbart, wo zahlreich und ungezwungen die Leute sich regen. Hier zeigen sich dem freyen Zuschauer am auffallendsten die Abweichungen von seiner Landessitte, die er nicht unbemerkt lassen darf, wenn ihrer schon der Eingeborne, dem sie natürlich oder alltäglich sind, nicht achtet; hier wird ihm mancher seltsame Zug,

worüber in feinern Gesellschaften oft geflissen, aus Lebensart oder Vaterlandsliebe, vor dem Ausländer ein Schleyer geworfen wird, sichtbar werden. Denn hier verstellt man sich am wenigsten, oder doch vor dem stillen Beobachter nicht, weil man seiner nicht achtet. Verstellung aber, so leicht sie den täuscht, welchen sie im Auge hat, ist oft für den, auf welchen sie nicht gerichtet ist, ein hellerer Spiegel der Seele, als ungeschminkte Ehrlichkeit. Wer will, kann noch den Vortheil anführen, dafs man sich auf freyer Strafse geschwinder von der Falschheit wenden, und sie vergessen kann, als in der Gesellschaft, wo man oft Stunden lang an sie gebunden, und in ihrem giftigen Dunstkreis geängstigt wird.

Man wende nicht ein, dafs Neuheiten auf der Strafse gesammelt nur vorübergehendes Interesse haben; sagt diefs die Erfahrung, so lehrt eine andere eben so richtig, dafs man

auch im Umgange mit der gebildeten Classe sich dieses Geständnifs nur zu oft machen müsse, wo ebenfalls, so viel ich weifs, zu einer „Gift" *) Vergnügen zwey „Giften" Geduld unentbehrlich sind. Man ennuyirt sich zuletzt an den Tafeln der Vornehmen und im Umgange mit den Gelehrten, wie auf dem offnen Markte; wurden nicht selbst die Tischgenossen Friedrich des Grofsen endlich des Salzes seines Witzes, wie der Gewürze seiner Speisen überdrüfsig!

§ 3. Meiner Meinung nach mufs also der Menschenbeobachter in Hauptstädten, wenn er in seinen Erfahrungen regelmäfsig zu Werk gehen will, bey dem öffentlichen Leben des Volkes den Anfang machen. Er wird lange genug lehrreiche Beschäftigung dabey finden,

*) Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache, von J. H. Campe. Braunschweig, 1794. Seite 144.

und wohl eher müde als fertig werden. Findet er dann noch Zeit und Gunst zum Zutritte bey höhern Ständen oder ruhigern Zirkeln, so werden ihm auch diese anziehendern Genufs verschaffen, je mehr er zuvor sein eignes Urtheil über die Sehenswürdigkeiten der Stadt und den Charakter des Volkes festgesetzt hat.

Das, was ich weifs, mit dem was ich sehe zu vergleichen, und hieraus mir täglich neue Erfahrungen zu sammeln; diesem mikrokosmischen Schauspiele, so lange es mir gefällt, als einziger Zuschauer beyzuwohnen, diefs ist das Geschäft und die Freude meines kurzen Hierseyns. — Für wen mag aber ein langer Aufenthalt besonders anzüglich und vortheilhaft seyn? Für den, denke ich, der viel Zerstreuung zu seinem Glücke bedarf, oder für den Reichen, der sein Geld auf die beste oder schlechteste Weise anwenden will, für den

dreisten Charlatan, oder für den grofsen Künstler, wofern er schon einen berühmten Nahmen hat, denn sich erst einen Nahmen zu machen, wird er hier tausend Hindernisse finden; vorzüglich mufs wegen der allanerkannten Humanität der hiesigen Gelehrten das Leben in Paris dem behagen, der zu seinem Studium viel Subsidien und wissenschaftlichen Umgang nöthig hat. Auch wer in der Kenntnifs der grofsen Welt, und in der feinen Lebensart, sein Glück zu finden glaubt, wird, was ihm die eleganten Zeitschriften seines Vaterlandes noch zu wünschen übrig lassen, hier nicht umsonst suchen, und sich bald bis zur zartesten Selbstgefälligkeit ausbilden können. Für die übrigen ehrlichen Leute aber mag Paris doch zuletzt so langweilig werden, als irgend ein Provinzialstädtchen; vielleicht noch langweiliger, weil man hier gar nichts von ländlicher Natur sieht, so wenig, dafs ein Landsmann von mir um der Ideenverbin-

dung willen sich sogar des Kuhstalls im Jardin des Plantes mit allen Sinnen freute — hingegen des betäubenden Geprängs und täuschenden Scheins doch endlich überdrüssig wird, und sich dann auf einzelne Bekanntschaften beschränkt, oder auf geschlofsne Gesellschaften, worin, wenn die erste Zurückhaltung verschwunden ist, das Unkraut menschlicher Leidenschaften auch aufkeimt wie allenthalben.

Gute Bekanntschaften sind indessen schwerer zu machen, als man glaubt, unter dieser Unzahl von Leuten, denen man nicht trauen darf, ehe man sie kennt; hingegen kann man so leicht Vergnügen und Gesellschaft ohne Bekanntschaft finden, dafs der Fremde nur zu leicht den Vortheil des ordentlichen Umgangs vernachlässigen, und andern ohnedieſs zu befriedigenden Neigungen folgen lernt, wozu hier so viele Thüren offen stehen. Ich bin

zwar auch der Meinung, dafs, um glücklich zu seyn, man seinen Neigungen folgen müsse, aber erst wenn man sie mit Klugheit geprüft hat; da aber die wenigsten sich hierzu Zeit nehmen, so beseufzt auch so mancher heimkehrende Corydon reumüthig seine Thorheit.

Heute (28. May) war die Gemählde-Galerie wiedrum geschlossen, weil man immer etwas darin zu verändern hat; ich ging also in die heilige Versammlung der Antiken, wo ich jetzt mit dem Verzeichnifs in der Hand anfing, eine Statue nach der andern zu betrachten, und meine Beobachtungen flüchtig niederzuschreiben, um solche zu Hause weiter auszuführen, oder wenigstens künftig eine Erinnerung meiner eignen Ansicht zu haben. Da ich selten das Glück habe, gleich von dem ersten Anblick begeistert zu werden, sondern den Gegenstand eine Zeit lang vor mir haben

mufs, ehe meine Gedanken sich zu regen anfangen, so finde ich auch desto eher Mufse, dieselben an Ort und Stelle schriftlich aufzufassen, und befinde mich bey dieser Beschäftigung, wenn sie schon eben keinen genialischen Ruf hat, recht gut, denn nicht nur verfliegen ohne dieses Mittel dergleichen Gedanken oft unwiederbringlich, sondern sie geben uns auch die treffendesten und bezeichnendesten Ausdrücke, weil sie die Geburt der unmittelbaren Wahrnehmung sind, lichtvolle Eingebungen, die keine spätere Ueberlegung hervorbringen, aber wohl rectificiren kann und soll. So brachte ich, zwey Säle durchgehend, manche Bemerkungen zu Papier, wovor indessen niemand erschrecken soll, denn sie sind zu weitläuftig um hier Platz zu finden, oft auch zu unverdaut und zu gewagt, um damit ohne Anmassung hervortreten zu dürfen.

Niemand störte mich an diesem Geschäfte als ich selbst, weil ich mich zuweilen vor den Leuten scheute, die mich darum ansahen, so mit der Schreibtafel von einem Bilde zum andern schreitend den Antiquar zu machen, und etwas anders zu scheinen als ich war. Zur Erhohlung stellte ich mich dann neben den Eingang hin, um, da heute jedermann Zutritt hatte, die Wirkung zu beobachten, welche der Anblick dieser Götter und Helden auf die Menge der Kommenden mache, und hatte die Freude, hier augenscheinlich die geheime Gewalt der wahren Kunst zu sehen; denn bey allen, ich mochte das Experiment bey *Gens comme il faut* oder in *anima vili* machen, verwandelte sich die angeborne überschwänkliche Unbefangenheit, mit welcher sie hereintraten, unwillkürlich in ein stilles ehrfurchtvolles Betragen, als sie sich von allen Seiten mit diesen ernsthaften, und mit übermenschlicher Würde bekleideten, Gestalten

umgeben sahen. Ein Beweis, dafs jene Unbefangenheit doch eben so sehr ein Werk nachgeahmter Eitelkeit, als ausgebildetes Bewufstseyn des persönlichen Werths sey. Beyde Geschlechter, schien es mir, liessen den Anspruch auf modische Grazie, womit sie sich sonst brüsten, fahren, und huldigten, ohne es zu wissen, dieser unerreichbaren Einfalt und Gröfse.

Das war der allgemeine Eindruck. Hingegen fand ich dann hier nicht das schnelle Wohlgefallen an einzelnen Kunstwerken, nicht die Sympathie der Einbildungskraft, welche ich in dem Gemählde saal beobachtet hatte. Zwar sprach jeder Mund öffentliche Lobpreisung aus — es war Huldigung die jeder diesem glorreichen Eigenthum seiner Nation, diesen Denkmahlen ewig berühmter Siege leisten zu müssen glaubte — aber *incognito* bemerkte ich an dem gröfsten Theil der Anwe-

senden, bey aller Ehrfurcht, doch eine gewifse Unbehaglichkeit des Geschmacks, die ich von den aufgeklärten, von allem sprechenden, Parisern nicht erwartet hätte. So befremdete einige die colossalische Gröfse, andre irrten die Verstümmlungen oder sichtbaren Restaurationen, noch andern gereichte das Nackende, wo nicht zur Aergernifs, doch zur Zerstreuung; diese besprachen sich über die blinden Augen, jene über die unnatürlichen Haare, den meisten waren die Füfse zu gerade gestellt — kurz ich fand meine schon gemachte Beobachtung bestätigt, dafs die Sculptur zwar mehr imponirt, aber die Mahlerey viel leichtern Zugang zu dem menschlichen Gemüthe findt.

Sollte man mich fragen, welches von den Kunstwerken heute mich selbst am meisten angezogen habe, so würde ich unter den ersten den berühmten *Spinarius* nennen, den

Knaben von Bronze, der sich einen Dorn aus dem Fufse zieht. Ein Bild, das ein idealischer Sinn aus der einfaltliebenden Natur herausgegriffen, und in die Sphäre der Schönheit erhoben hat, ohne seiner menschlichen Wahrheit Abbruch zu thun. Selten mag es einem Künstler gelingen, so viel Natur mit so grofser und doch anmassungsloser Kunst zu vereinigen. Man sucht jetzt die Gröfse zu sehr in einer strebenden Spannung der Hauptheile, die neuen französischen Bildsäulen sehen alle aus wie Fechtmeister, so wie man vormahls die Grazie in der Schlaffheit gefunden zu haben glaubte, und alle Bildsäulen Tanzmeistern glichen. Man hält hier diesen Knaben für einen Sieger im Wettrennen, aber wie kam er dann zu dieser Stellung? Er müfste sich etwa im Laufe beschädigt haben, und gleich hernach so von dem Volke gesehen worden seyn. Schwerlich ist aber jemahls ein öffentlicher Sieger, den noch der Ruf des

Beyfalls umtönt, einer so unbefangenen Stellung fähig gewesen.

Auch bey der Gruppe, die man *Amor und Psyche* nennt, kann ich nie vorbey gehen, ohne einen Blick der Bewunderung auf den schön gewandten Leib der Psyche, und ihre, ganz in dem Gegenstand ihrer Liebe verlorne, weltvergessende, schmelzende Umarmung zu werfen; welch eine Innigkeit des Kusses! — An dem Amor ist zu viel neues, besonders verstellt ihn die ergänzte Nase; ein Unglück, das man, wie ich jetzt sehe, bey den meisten Antiken beseufzen mufs.

In der *Cleopatra* sehe ich eine wohlgebildete schlafende Weibsperson, von majestätischem Körperbau, mit einem sehr künstlich gearbeiteten, faltenreichen Gewande, das aber, wie alle Gewänder in Marmor, besonders von dieser Gröfse, immer schwerer zu werden scheint,

scheint, je leichter und beweglicher die Glieder der anhaltenden Betrachtung vorkommen. Auch dünkt mich, (diefs mag jedoch von der mir noch ungewohnten Gröfse der Figur herkommen,) dem Künstler habe ein etwas gemeines Ideal vorgeschwebt, das er mit mehr practischem Verstande als Empfindung behandelte; die Gestalt scheint mir weder alt noch jung, und der Gliederbau für weibliche Anmuth zu stark zu seyn.

Um nicht den Verdacht auf mich zu laden, als hätte ich das Schönste unbemerkt vorübergegangen, will ich auch des Bruchstücks von einem Cupido oder *Genius*, das in diesem Saale steht, gedenken, des reinsten menschlichen Gebildes, so ich je gesehen habe; ein Engelsgesicht, dessen denkende stille Unschuld und feine Lieblichkeit man nicht mit Worten beschreiben kann; das Ideal eines Knaben, in dem eine göttliche Kraft schlummert, wovon er nur erst eine leise Ahndung hat. —

Idealisiren ist nicht schwer, die Neuern lernen es alle, meist ehe sie noch die Wirklichkeit begriffen haben; aber so wie hier das Ideal zu individualisiren, (wenn ich so sagen darf), in dem Ideal die Grundzüge des Einzelwesens beyzubehalten, aus der Art die Gattung zu bilden, das ist der von wenigen erreichte Gipfel der Kunst.

Wenn ich schon schweigen wollte, so rede ich doch. Wer könnte auch schweigen, wenn er aus dieser Gesellschaft kömmt; den stummen Wänden möchte man seine Freude erzählen! Doch nur noch von einer Bildsäule erlaube man mir, ehe ich scheide, ein Wort zu sagen, dem sogenannten *Zeno*, der in dem Saale berühmter Männer steht. Andre mögen zwar mehr Verdienst haben, wie ich dann nicht läugnen will, dafs die trefflichen Bilder des Menander und Posidippus, die männliche Gröfse und freye ungezwungene Würde

ohne Ueberflufs und Ziererey so richtig aus-drücken, zu den schönsten in diesem Saale gehören. Aber dieser Philosoph — wenn es auch der Zeno nicht ist, so ist es doch der Edelsten einer aus seiner herrlichen Schule; oder ein Gottverwandter Cyniker — ist mit solcher Wahrheit dargestellt, und die zur Natur gewordene Selbstüberwindung, Welt-verachtung und ernste Ruhe der strengen Ver-nunft, so rein und ohne allen Schein egoisti-scher Eitelkeit seinem ganzen Wesen aufge-drückt, dafs es mir ist, ich sehe eine dieser Zierden der Menschheit vor mir, und das Πειναν διδασκει και μαθητας λαμβανει, das man dem Zeno vorwarf, gern begreife. Am liebsten aber denke ich mir darin den heiligen Epictet, den Sohn der Armuth und den Freund der Götter, der in Geduld und Enthaltung die Weisheit des Lebens setzte, und so männ-lich that, was er lehrte.

NB Da heute ein öffentlicher Tag war, und der Zusammenfluſs der Kunst- und Neugierigen sich immer vergrösserte, so zog ich mich zurück, und ging nach der Nationalbibliothek hin, wo ich aber sehr höflich auf Morgen bestellt wurde, weil sie heute nicht offen wäre. Diese Höflichkeit im Abweisen ist hier allgemein, und weit angenehmer als das verächtliche Anschnarchen, welches ich schon oft erfahren habe, wo aus übelverstandener Wichtigkeit, oder schlechter Bezahlung, oder langer Weile Wärter und Wachen unmuthig waren. Hier darf man alles fragen und alles sagen, wenn es nur mit guten Worten und in anständigem Tone geschieht. Die Franzosen vertragen alles, nur nicht persönliche Geringschätzung, und hüthen sich daher auch, diese gegen andre, am wenigsten gegen Fremde, die den Merkwürdigkeiten ihres Landes huldigen, blicken zu lassen. Mancher Ausländer, der hieher kömmt, um feine Manieren

zu lernen, sollte sich diefs besonders merken, weil mancher gerade durch diese auswärts erlernten Manieren sich zu Hause zur Geringschätzung gegen andre berechtigt hält.

Einen Bekannten, der am andern Ende der Stadt wohnt, konnte ich auch nicht antreffen, ich vertrieb mir also die Zeit mit dem Unbekannten, und machte eine Entdeckungsreise in der Stadt herum. Die Gegend, wo ich mich am liebsten niederlassen möchte, liegt am linken Ufer des Flusses, zwischen der Neuen und der Eintrachtsbrücke; hier hat man eine breite Strafse, die Seine und die schönen Gebäude jenseits vor sich; man sieht immer was neues, und doch verhallt das betäubende Geräusch in der grofsen Ausdehnung. Diefs mufs aber auch ein von reichen Leuten gesuchtes Quartier seyn, aus dem hohen Preise zu schliessen, den man für ein kleines Zimmer forderte. Auch sieht man hier, welches den

Platz in meinen Augen noch anziehender macht, einen Kupferstichkram neben dem andern stehen, und ich finde, dafs es nicht schwer hielte, um wenig Geld eine schöne Sammlung alter guter Stücke zu bekommen, wenn man nicht ausschliefslich auf vollkommen erhaltene Exemplare und die besten Abdrücke sehen wollte, denn diese werden theuer aufgekauft, und sind selten. Nur an alten gestochenen Portraiten scheint man wenig Geschmack zu finden, wenigstens sehe ich nirgends keine zum Verkauf aufgestellt. Vielleicht aber kaufen *sie* die Liebhaber der Geschichte auf, und thun, was meiner Meinung nach, jeder Geschichtforscher, und wer eine historische Bibliothek hat, thun sollte, dafs sie sich Sammlungen historischer Köpfe anlegen, um auch zu wissen, wie die Leute ausgesehen haben, welche die Welt in Bewegung setzten, und mit denen sie sich so viel in Gedanken beschäftigen. So wie mir, gegen die allgemeine Regel zwar, bey einem

Buche das *Quis* eben so merkwürdig ist, als das *Quid*, so interessirt es mich noch viel mehr, ein sinnliches Bild von den Menschen zu haben, die sich vor Millionen andern auszeichneten, und grofses Glück — ein etwas seltener Fall — oder grofses Unglück über die Menschheit brachten, und ich lese selten von Gustav Adolph und Wallenstein, Carl I. und Cromwell, Carl XII. und Peter I. u. s. w., ohne ihre Gesichter neben einander zu stellen und sprechen zu lassen, und, wahrhaftig, sie sprechen mir Erläuterung über ihre Thaten. Ohne in den Irrgarten der Physiognomik mich zu verirren, kann ich mich doch nicht enthalten, den Umfang, noch mehr aber die Richtung, der Kräfte manches berühmten Mannes nach seiner Gesichtsbildung zu schätzen. Montaignes offenes Antlitz blickt in ein fröhlicheres Leben als Spinozas trübe Miene, der feine Erasmus hat auch in seinem Bilde gefälligere Züge, und verkündigt einen gün-

stigern Richter, als der unholde Samuel Johnson. — Wir machen uns doch von allem Bildlichen Bilder, warum suchen wir nicht von merkwürdigen Menschen die wahren zu erlangen! Ich wollte nicht einmahl, dafs ich nicht wüfste, wie Hugo Grotius und seine Frau ausgesehen haben. Ueberdiefs erinnert mich das Angesicht eines grofsen Mannes doch kräftiger an seine Tugenden, als wenn ich seinen blofsen Nahmen an die Wand schriebe, und diese Erinnerung ist mir in meiner Schwachheit schon oft ein Sporn zum Guten gewesen; ob ich gleich weifs, dafs viele sind, die das Hausmittel des Beyspiels zum Besserwerden mifsrathen, und dafür einzig die durch den Vernunftbegriff selbstgewirkte reine Achtung für das Sittengesetz als neuentdeckte Panacee aufstellen.

Noch hab ich hier in keinem Kupferstichladen unanständige Bilder öffentlich ausgestellt

gesehen, ein Beweis, dafs die Polizey auch über die Sitten wacht, so gut sie kann.

Des Abends eilte ich in das *Théatre de l'opera comique national*, ehedem *aux Italiens* genannt, wo ich aber nicht fand, was ich nach dem alten Ruf erwartete. Zwar war eines der Stücke, die man gab, (es thut mir leid den Nahmen vergessen zu haben) nicht ohne Verdienst, weil es noch den Charakter der alten *Opera comique* hatte, worin die Franzosen ehedem unübertrefflich waren; leichten Gesang, comische Intrigue, fröhliche Handlung, und die Naivetät, nicht der Natur aber einer liebenswürdigen jovialischen Sorglosigkeit, die man hier dem arkadischen Leben für eigenthümlich hält, und die von plumpem Spafse gleichweit entfernt ist, als von der Langweiligkeit neuidyllischer Unschuld. Aber die zwey andern Stücke waren

Possenspiele, die mir dieser Bühne unwürdig schienen. In dem ersten trat Friedrich der Grofse auf, der, wie der Calif in Tausend und einer Nacht, Abends in den Strafsen seiner Hauptstadt herumgeht, (nach seiner Gewohnheit, wie meine Nachbarn sagten) um zu hören, was die Leute von ihm reden. Er wurde mit möglichster Nachäffung in der Kleidung und Stellung vorgestellt, sogar das nachläfsige Tobaknehmen wurde nicht vergessen, aber — welch ein lahmer Friedrich! Indessen versicherte man mich, *que le Prince Henry, qui était son oncle, avait été frappé de la ressemblance*, als er dieses Stück hier gesehen, und dafs er dem Schauspieler ein grofses Geschenk gemacht habe. Ich war aber nicht von dem *Gout* dieses Prinz Heinrichs, und hätte den abgeschmackten Kerl, der es wagen durfte, den grofsen König in der Schwachheit seines Körpers darzustellen, vom Theater hinunter stofsen mögen. Solche sinnliche Nach-

ahmungen ins Häfsliche sind dem Zweck der Schaubühne ganz zuwider, die ihre Helden, wenn sie nicht lächerliche Personagen sind, verschönern, nicht verunstalten mufs. Ein Mangel an Geschmack, den man von einem so berühmten Parisertheater nicht erwarten sollte.

Die Schönheit der männlichen Stimmen, die Leichtigkeit, mit der sie das Gespräch führen und die Geschmeidigkeit der Action machten mir übrigens viel Vergnügen, und wenn meine Erwartung diefs erste Mahl nicht befriedigt wurde, so sind die daran Schuld, welche von jeher zu viel Aufhebens von diesem *Théatre Italien* machten. Damit ist aber nicht gemeint, dafs ich nicht einst noch so viel Geschmack als andre daran finden könne, wenn nur einmahl die zu hohe Idee durch die Gegenwart verdrängt ist, und der erste Unwille über den Widerspruch der Erwartung nicht

mehr die wirklich schöne Seite verdeckt. Es geht uns ja auch so mit berühmten Leuten, an denen wir so oft irre werden, wenn wir sie persönlich vor uns haben; sie können gewöhnlich nichts dafür, warum machten wir uns übertriebene Vorstellungen von ihnen! Wenn man in solchen Fällen nur dem Widerwillen nicht Platz gibt, so wird man gewifs auch bald mit den unerwarteten Vorzügen der Sache bekannt werden, wobey dann allgemach die vorgefafste Meinung schwindet, und man vergnügt ist mit dem was man vor sich hat. Uebrigens scheint mir dieses Schauspiel zu dem Guten und Schönen von der conventionellen Art zu gehören, an welches man nur durch Nebenumstände gezogen, und nur durch Gewohnheit festgehalten wird, zuletzt aber sich recht gut dabey behagt, und es als tägliches Hausbrot nicht mehr gern an die edlere Herzstärkung des unbedingteren Grofsen und Schönen vertauscht.

Da ich aber nicht hieher gekommen bin, mir einen künstlichen Geschmack an Vergnügungen, wozu mich keine Neigung zieht, zu erwecken, und solche mit Zeitverlust mir zur subjectiven Nothwendigkeit zu machen, so werde ich auch dieses Theater selten mehr sehen; zumahl da ich die ganze Strafse Richelieu durchlaufen mufs, um nach Hause zu kommen, und diese Strafse, wenn die Schauspiele zu Ende sind, so vollgepropft von Wagen und Cabriolets ist, dafs einer, der nicht die französische Behendigkeit im Ausweichen hat, über der langen Angst erdrückt zu werden, alle Freude der Operette wieder vergifst.

---

183 Des Nachts kommen meine Reisegefährten gewöhnlich noch auf mein Zimmer, wo wir dann die neuen Erfahrungen des Tages zusammentragen, und mit den alten vergleichen. Da sie Gesellschaften besuchen, so

werde ich manches inne, welches mir sonst verborgen geblieben wäre. So soll, zum Beyspiel, die Achtung der Franzosen für Deutschland und deutsche Literatur eben nicht so grofs seyn, wie sie oft in unsern Zeitschriften angegeben wird, sondern es soll leider mehrentheils mit grofser Geringschätzung davon gesprochen werden. Unser Geschmack sey schon wieder *dans la décrépitude*, ehe er noch recht das Tageslicht erblickt habe, sagen sie, und führen dann irgend einen Sprösfsling unsrer Musen an, dem das französische Gewand schlecht pafst; unsre neue Philosophie arte in scholastische Schwärmerey und modischen Unbestand aus, denn der Kant, den wir noch unlängst angebethet, sey schon wieder von noch abstractern Nachfolgern verdrängt. — So haben sie, wenn sie tadeln wollen, immer etwas von der scandalösen Geschichte einer Sache in Bereitschaft, das einer dem andern nachspricht, unbekümmert

die Sache selbst zu kennen. Vordem galt wenigstens noch der deutsche Kriegsruhm, aber auch dieser ist jetzt dahin; nur Frankreich und England, meinen sie, verdienen den Nahmen sich selbst schützender Nationen.

83

Das ist freylich traurig, es soll uns aber nicht verdriefsen; denn sobald es ihnen nicht darum zu thun ist, die Ehre der grofsen Nation zu verfechten, so machen sie es unter sich selbst nicht besser; einer verunglimpft den andern, und das gröfste einheimische Verdienst wird auch, wie allenthalben, am schärfsten vom Zahne des Neides benagt; der Unterschied ist nur in der Manier, wo anders- wo noch breiter Schimpf das Urtheil spricht, da tödten oder beleben sie hier in schneidenden Sentenzen.

83

Nicht gelinder urtheilen sie über das, womit sich die vorigen Zeiten grofs dünkten,

Es würde, so versichert man mich, sich einer schlecht empfehlen, wenn er das Jahrhundert Ludwigs XIV. lange lobpriese, ohne dem neu angetretenen das Compliment des Vorzugs zu machen. Zwar treten sie in keine directe Widerlegung ein, aber man hört sie bald mit Wichtigkeit die neuern Entdeckungen herzählen, und bey allem Beyfall, den sie euch geben, so viele Fehler an allen grofsen Männern jenes Jahrhunderts aufdecken, dafs, wenn auch das *Paulo majora canamus* nicht schon auf ihren Mienen geschrieben stände, das Resultat ihrer Aeusserungen ihre Einbildung sattsam enthüllte. „Aus dem grofsen Condé hätte was werden können, wenn ihn seine hohe Geburt nicht erniedrigt hätte —" „Turenne wäre heut zu Tage ein guter kaiserlicher Officier, aber zum Commando der französischen Armee taugte er nichts mehr —" „Das Andenken des Marschalls von Sachsen erhält sich durch sein Grabmahl —" „Corneille wird nach und

nach

nach unbrauchbar —" „Racine dauert durch den Wohlklang seiner Verse —" „Moliere ist ohne Sentiments und beleidigt die Sitten —" „Lebruns Magdalena ist eine Comödiantin —" „Le Sueur ein Schüler der nach Raphaelischen Kupferstichen mahlte —" „Poussins Empfindung ist an den Antiken zu Stein geworden" — sagen nicht Krieger, Dichter und Mahler, aber die superfinen Kenner dieser Künste, und glauben durch einen solchen Bescheid einem jeden seinen Platz bey der Nachwelt anzuweisen. Dergleichen Formeln sind aber eben so schädlich als unerträglich; schädlich, weil ihnen die unerfahrne Jugend glaubt, und sich an diese Manier zu urtheilen gewöhnt; unerträglich, weil sie etwas unwidersprechliches an sich haben, das unsre Empfindung über das Schöne und Gute jener grofsen Männer laut zu werden hindert.

Wie im Grofsen, so geht es auch im Kleinen, sagten wir; herrscht die Afterrede in den weiten Kreisen des öffentlichen, so wird sie sich auch in die engen des bürgerlichen Lebens einzuschleichen wissen; herrscht sie allenthalben, so hat sich niemand zu beklagen; und so trösteten wir uns, sowohl über die ungerechten Urtheile, die über das deutsche Vaterland gefällt werden, als auch vorläufig über die kleinen Mückenstiche, die zu Hause wieder auf uns warten. Bey uns geschieht das Ehrabschneiden, wie alles andre, weitläuftiger, hier hat man für jedes Grofse schon eine Erniedrigungsformel in Bereitschaft. Aber das mag wahr seyn, dafs im Fall eines allgemeinen Angriffs der Franzose besser für Einen Mann zu stehen weifs, als der Deutsche.

Wenn ich Abends mit Heimweh zu Bette gehe, erschöpft von dem Taumel des Tages, so erwache ich Morgens wieder mit neuer Freude über mein Hierseyn, und die Genüsse, so mir den Tag über bevorstehen. Da das Museum erst um zehn Uhr aufgeht, und die Kaffehäuser erst um Neune sich öffnen, so beschäftige ich mich inzwischen, meine Betrachtungen niederzuschreiben, oder zum Fenster hinaus zu sehen, wie die Leute an ihre Verrichtungen gehen — und was für eine fremde Welt erblicke ich nicht schon aus meinem Fenster!

Ich sage nichts von den Fiakern, die auf ihre Standpunkte angefahren kommen, nichts von den unzähligen Gemüsekarren, worunter einige sogar von Hunden gezogen werden, nichts von den vielerley Werkstätten und Läden, die sich knarrend zu öffnen beginnen, nichts von dem Geschrey der Milchmädchen, und von dem übrigen Ausrufergeschrey, das

in falschen Tönen die Ohren zerreifst. Auch weifs ich nichts über den Telegraph des Louvre zu sagen, der immer gestikulirt, und die Geheimnisse der Politik auf den Dächern verkündigt, ohne dafs ein Mensch sie versteht, als der Oedipus, so seine Räthsel zu lösen berufen ist.

Aber was da an den vier Ecken der Kreuzstrafse, wo ich wohne, geschieht, das gibt mir jeden Morgen schon genug zu schaffen. An einer von diesen Ecken hat sich zwischen zwey Schutzsteine ein fröhlicher Schuhputzerjunge eingezwängt, der jedem Vorübergehenden seine hülfreiche Hand anbiethet; ihn stört in seiner Munterkeit nicht Sonnenschein noch Regen, weder Hunger noch Durst, keine unempfindliche Verachtung vermindert die seltsame Höflichkeit, womit er sich den Leuten nähert, nichts aber geht über das innige Wohlgefallen, womit er wiederhohlt den Sou be-

trachtet, welchen er etwa über das Gewohnte erhält. Wahrlich ein treffendes Bild der Genügsamkeit, das laut auf der Strafse spricht, wie noch so manche andre Tugend, wenn wir ihrer nur achten wollten, und das Gute nicht immer blos im Glanze suchten.

Gegen diesem Jungen über sitzt auf der Erde eine lange hagere Frau, die ein halbes Dutzend kleine Brote, und eben so viel gefärbte Eyer im Schoofse hat. Den ganzen Tag hockt sie schwermüthig da, ohne Dach vor dem Regen; sie regt sich kaum, und nie sehe ich sie etwas verkaufen.

Einer andern Ecke hat sich ein altes, von Jahren gebücktes Weib bemächtigt, welche mitleidig auf die vorige hinu nter sieht, denn sie vermag doch eine eigne Bude. — Aber welch eine Bude! Ein niedriges, enges, aus morschen Bretern übel zusammengeflicktes

Hüttchen, das mit schwarzen Lumpen vor dem Wetter geschützt ist. Da hinein krümmt sich das häfsliche Mütterchen, und hat drey weifse Teller mit verkäuflichen Efswaaren vor sich; an den Tellern sind Stücke ausgebrochen, und die Speisen — o Gott! ich habe sie in der Nähe gesehen! Schwarze Brocken gekochten Fleisches, keine ganzen Stücke mehr, sondern was man angekaut auf den Tellern liegen läfst, vernagte Knochen, alles wie den Hunden abgejagt und schon für den Anblick schrecklich, wie grofs mufs erst der Hunger seyn, der sich zum Essen entschliessen kann! Diese Frau ist immer die erste des Morgens auf ihrem Platze, dann kommen arme Leute, ehe das Getümmel angeht und sie gesehen werden — —

Um diesen Anblick noch recht beklagenswerth zu machen, so sitzt in einem ähnlichen Stalle eine ähnliche Alte mit einem ähnlichen

Krame gerade dieser vorüber, und thut ihr noch in dem armseligen Gewerbe Abbruch. Statt sich in Einen gesellschaftlichen Vertrag zu vereinigen, oder „wenn sie dazu in sich selbst das Mittel nicht finden können" sich wie andre kleine Independenzen wenigstens föderalisiren zu lassen, schauen sie sich den ganzen Tag über, wie Rom und Carthago — mit Blicken des Neides an, und verbittern sich noch ihr trauriges Leben. Wenn sich ein Mahl bey der einen ein Käufer zeigt, und sie sich dieses kümmerlichen Trostes ihrer Armuth freut, was mufs nicht die andere empfinden, dafs er nicht zu ihr gekommen ist!

Wohl sagt man mit Recht, dafs in Paris das Gröfste und das Kleinste, das Höchste und das Niedrigste zu finden sey. Welch ein Unterschied zwischen diesen letzten Zufluchtsorten des Hungers, und den grofsen Efswaarenlagern am Eingange des nichts als Glück

und Freude verkündenden Palais Royal, wo sogar die Schuputzer eigne Zimmer mit grofsen Spiegeln halten, und dem, der sich putzen läfst, unterweilen einen Armstuhl hinstellen, und eine Zeitung zu lesen geben! Ein Unterschied, wie zwischen dem Museum und den alle hundert Schritte sich findenden Quodlibetsbuden, denen kein Sudelgemählde zu abscheulich ist, dafs sie es nicht feil biethen; wie zwischen der Nationalbibliothek und der *Collection de livres spirituels à deux liards la pièce*, die ich gestern auf der Strafse verkaufen sah.

Noch ein klägliches Hülfsmittel der Dürftigkeit sehe ich jeden Morgen. Ehe noch die Karren kommen, welche das Kehricht der Häuser von den Strafsen wegführen, nahen sich arme Leute diesem Kehricht, und wühlen mit Stäben darin, um altes Papier, Scherben, Lumpen und Leder herauszusuchen. Oft

arbeiten an einem solchen Haufen zugleich ein armer Mensch und ein armer Hund in Vertragsamkeit neben einander.

Ist mein Auge dieser Scenen des Elends müde, so darf ich nur von der Strafse weg auf das erste Stockwerk des vorüberliegenden Hauses sehen. Da tritt täglich, gegen zehen Uhr des Morgens, die schöne junge Frau eines reichen Weinhändlers in niedlichem Negligé auf den Balcon heraus, um die frische Morgenluft einzuathmen, und sich in ihren Blumentöpfen der Natur, und in ihrem Turteltäubchen der Unschuld zu freuen. Sie nährt und liebkoset dasselbe, oder liest mit zierlichem Finger die überflüssigen Blätter von den Gewächsen ab, bis der Freund des Hauses erscheint, und mit Theilnahme ihre kleinen gesprächigen Sorgen vernimmt, wobey er ihr zugleich behülflich ist, die Blumen mit Wasser zu begiessen. Manchmahl auch, wenn das Ge-

räusch nicht zu grofs ist, liest er ihr noch, ehe er seinen leichten Abschied nimmt, etwas vor, wobey ich sie zuweilen eine Thräne abwischen sehe, weil vermuthlich von einer *ame pure et sensible* die Rede ist, ein Ausdruck dessen modischer Kraft keine auf Zartgefühl anspruchmachende Französin widerstehen kann. — Nachher sehe ich sie nicht mehr; wenn aber der Rest des Tages diesem Anfang entspricht, so ist in einem solchen Leben freylich mehr Gemächlichkeit, als in dem jener alten Weiber, und die schöne Dame würde schwerlich mit ihnen tauschen wollen; aber gemächlicher Müssiggang macht das Glück des Lebens auch noch nicht aus, ohne Ungemach lernt sie auch die wahre Freude nicht kennen; doch dafür wird ihr Schicksal schon sorgen. Es ist in unsre unerklärliche Bestimmung ein Bedürfnifs zum Leiden wie zur Lust verwebt, und was Ossian *the joy of grief* nennt, ist kein Unding noch leere Ein-

bildung. Dieses Bedürfnifs, ob es gleich nur dunkel wirkt, macht vieles klar, was wir sonst für unbegreiflich halten; so entstehen aus demselben zuweilen die Vapeurs bey jenen zärtlichen Damen, und die sonderbare Hingebung, womit sie sich oft unnöthigen und unangenehmen medicinischen Behandlungen unterziehen, die ihren Grund, weniger noch in der Mode und in der Sucht Theilnahme zu bewirken, als in der unentwickelten Empfindung hat, dafs ohne Leiden in der Freude, ohne Arbeit in der Ruhe kein Genufs sey. Sie machen sich krank aus Instinct (das Wort im schönen Sinne genommen), um den Vortheilen der Gesundheit mehr Reitz zu geben, so wie man hungern mufs, um die Wollust des Essens recht zu schmecken. So wie ich hingegen für jenen schmutzigen Jungen, und jene alten Weiber, die ekelhafte Knochen verkaufen, und die, welche solche essen müssen, keinen natürlichen Ersatz ihres elenden Zu-

standes mir denken kann — denn Gewohnheit ist kein Ersatz — als das gewaltigere Gefühl der guten Stunden, das ich so oft bey der Armuth wahrnehme. Was geht schon über die beneidenswerthe Behaglichkeit, mit welcher ein Tagelöhner ausruht! — Mögen ihnen dieser guten Stunden manche zu Theil werden, und niemand sie pharisäisch verdammen, wenn sie etwa dieselben, ihrem stärkern Naturtriebe gemäfs, nicht mit der Oekonomie benutzen, welche die satte Convenienz der Reichen zu beobachten vorgibt!

Da ich sie nicht glücklich machen kann, so möchte ich mir sie doch gern in einen leidlichen Zustand hinein glauben, und dafür finde ich keinen zureichendern Grund, als in dem auffallenden Gleichgewicht, das zwischen Freud und Leid in allen menschlichen Verhältnissen herrscht, und sich so unparteyisch an keinen Stand und keine Glücksumstände

bindet; gleichsam ein Fingerzeig Gottes, den, wer auf sich selbst Achtung gibt, am besten aus eigner Erfahrung kennen lernt, und den man einstweilen als eine der kräftigsten Rechtfertigungen des Uebels in der Welt aufstellen könnte, der unbeschadet, welche man in einer andern Welt zu suchen pflegt.

Doch was weifs ich! Ich kenne die Hülfsquellen der Natur nicht, noch weniger die Gerichte des Schicksals. Der kann nie irren, welcher den armen Leuten hilft, oft aber der, welcher blos über ihr Glück vernünftelt!

Mein erster Gang war heute (27. May) abermahl zu den Antiken im Museum, denn die Gemähldegallerie war noch geschlossen. Ich blieb bey meiner Ordnung, sagen die Leute was sie wollen, und fuhr fort, wie ich gestern aufgehört hatte, eine Bildsäule nach der andern sorgfältig zu betrachten.

Bey näherer Bekanntschaft mit diesen an Kunst und Bedeutung so verschiedenen Figuren, fang ich an, deutlich zu bemerken, was ich mir sonst nicht hätte nachsagen lassen, dafs die idealischen Bildungen mein Wohlgefallen in geringerm Grade erregen, als die, welche einer wirklichen schönen Natur nachgemacht sind. Nicht dafs jene aus den zerstreuten Formen der Natur gesammelte, und, wie man glaubt, in Eins vereinte Schönheiten mir zu schön seyn, und ich sie in der Natur nicht einzeln finde, sondern weil mein Erfahrungstakt ihrer Homousie widerspricht, und ich mehrentheils empfinde, dafs diese zusammengeträumten Glieder nicht von Einem Geiste belebt werden könnten, und dafs ein solches Gebild, bey allen zierlichen Verhältnissen, doch weder wahrer Gott noch wahrer Mensch sey. Es ist ein Ideal, fühlen und sagen wir ja sogleich, das heifst bey den meisten: *Quanta species, ast cerebrum non*

habet! es ist aus der Idee des Menschen und nicht der Natur hervorgegangen; wir merken, dafs ihm das *Ineffabile* der Menschlichkeit fehlt, das uns zu unsers Gleichen zieht. Erst wenn wir diese Empfindung berichtigt haben, es sey denn, dafs wir uns durch geborgten Enthusiasmus selbst täuschen wollen, können wir das überwirkliche Formwerk bewundern, das ist, den hohen Begriff des Künstlers von dem Grofsen und Schönen mit dem unsrigen messen, und der Kunst, womit er solchen darzustellen wufste, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Hiermit will ich nur die Gründe angeben, warum die bedeutungsvolle Wahrheit edler Natur mir meistens über alle idealische Schönheit gehe; ich weifs übrigens wohl, dafs die Kunst einen höhern Zweck, als blofse Nachbildung der Natur, haben mufs, dafs sie, so wie die Dichtkunst, im Dienste der Einbil-

dungskraft steht, welche durch ihre Zusammensetzungen an Schein der Gröfse und Erhabenheit die Natur leicht übertreffen kann; wofern eben jener Geist der Wahrheit nichts dawider hat. Nur ist in den zeichnenden Künsten die Abweichung von der Realität auffallender, als in der Dichtkunst, indem diese ihre Schöpfungen uns nicht mit Einem Mahle im überschaubaren Bilde für die Augen, sondern successiv in einzelnen Zügen für die bestechlichere Phantasie stellt, wodurch wir zerstreut und abgehalten werden, die Summe des Charakters zusammenzunehmen, und mit der Natur zu vergleichen, so dafs unser Bedürfnifs nach Wahrheit durch die Dichtkunst leichter getäuscht werden kann, und wir ihre Helden mit eben der Theilnahme begleiten, als die, welche die Geschichte verewigt. Und doch kann ich nicht verhehlen, dafs ich mir noch eher den Epaminondas oder Alexander denken mag, sie auch lieber persönlich zu

sehen

sehen wünschte, als einen Agamemnon oder Achilles, lieber den Ritter Bayard, als Tancred und Rinaldo, lieber einen ehrlichen Quäker, als den erhabenen Grandison, so wie aus dem Gebiethe der Mahlerey lieber die schöne Ferroniere, welche da Vinci mahlte, als die Helena, welche Zeuxis aus den fünf Mädchen von Crotona idealisch zusammenstudierte.

Ich würde mich aber selber von der Bahn der Wahrheit verlieren, wenn ich diesen Unterschied zwischen Natur und Ideal zu weit verfolgte, und (wodurch ohnehin in der Kunstphilosophie so viel Unheil gestiftet wird) dasjenige, dessen Grund blos in der Empfindung liegt, zu einem Gegenstand abstrahirender Untersuchung machte. Denn jene Spur von Lebensunfähigkeit, die uns auch aus den schönsten Idealen anspricht, mag in den Augen der Natur allerdings ihre Richtigkeit haben, für uns aber ist sie mehr eine dunkle Empfindung als

eine deutliche Erkenntnifs, die wir zum Prin-
cip unsers Urtheils zu machen berechtigt wä-
ren, denn wir haben ja diese Augen der Na-
tur nicht, sondern einen beschränkten sterb-
lichen Blick, womit wir zwar über die Ver-
hältnisse der Glieder urtheilen, aber von dem
physionomischen Grund ihrer Form so viel
wie nichts sagen können. Defswegen ist es
auch billig, dafs wir jener Wahrheit der
schöpferischen Natur nicht weiter nachspüren,
als unsre Sinnen reichen, und sie Wahrheit
für uns ist, und diese übermenschlich schö-
nen Bildwerke nach festgesetzter Uebereins-
kunft, die der Kunst ihre eignen Freyheiten
gestattet, beurtheilen, und wenigstens als Zeu-
gen der erhabnen Vorstellungskraft ihrer Ur-
heber schätzen, wenn wir schon etwas von
ihrer Unnatur merken, oder ahnden, dafs ein
höheres Wesen in ihnen nicht nur keine
Schönheit, sondern den lächerlichsten Wider-
spruch fände.

Auf diese Betrachtung führte mich die Gruppe, so man *Cato und Porcia* nennt, deren Wahrheit und sittliche Bedeutung mir über alle Schönheit geht. Sey es nun Cato und Porcia, oder sonst ein Bild zwey Römischer Eheleute, man ist sogleich überzeugt, dafs es der Natur entnommen ist, und dafs diefs wirkliche Menschen waren, und zwar Menschen von der edelsten Art, deren Adel aber in Bescheidenheit und eine gewifse reine Bürgerlichkeit gehüllt ist, welcher nichts von dem idealischen Heroismus der Alten, noch der genialischen Pretension der Neuen anwohnt. Welterfahrne Klugheit und duldende Festigkeit ist der Charakter des Mannes, und aus dem Gesichte des noch jungen Weibes leuchtet treue Anhänglichkeit, liebevolle Ergebenheit, und Keuschheit hervor. Es ist ein Bild einer glücklichen, Gott und Menschen gefälligen Ehe, und wenn nicht das Urbild, doch ein Muster reiner, menschlicher und unver-

fälschter Treue, eine Scene der Einfalt, die höher als alle Poësie ist.

Die eine Hand der Frau ruht in der Rechten des Mannes, und die andre legt sie ihm auf die Schulter. Auch diese unidealische Stellung, die fleifsige Zeichnung der Hände, und die sorgfältige Ausarbeitung des Ganzen, alles trägt den Charakter der Natürlichkeit und physionomischer Gültigkeit. Dieses Bild scheint mir aber auch die Grenze zu bestimmen, wie weit die Kunst in blofser Nachahmung gehen dürfe, ohne durch sclavische Nachäffung ihre Würde zu verlieren. Wären nicht sichere Zeichen des Alterthums da, ich hielte es für das Werk eines geschickten Meisters aus der Zeit der Wiederauflebung der Kunst, denn diesen Geist athmen Raphaels und seiner grofsen Zeitgenossen Porträte. Man könnte auch sagen, wenn Albrecht Dürer italiänische Augen gehabt hätte, also würde er deutsche Natur veredelt haben.

Es sind zwar der interessanten Bildnisse noch mehr in diesem Saal, besonders ein herrlicher alter Brutus von Bronze, mit incrustirten Augen, welches sich an diesen schwarzen Köpfen zwar nicht schön, aber doch noch besser ausnimmt, als die dem Marmor eingegrabenen Augensternen. Auch von dem Marcus Brutus, der den Cäsar umgebracht hat, ist eine marmorne Büste da; diesen Brutus mag aber mehr seine berühmte That, als die gemeine Kunst, womit er gemacht ist, hierher gebracht haben, jetzt würde er schwerlich mehr in dieser Eigenschaft aus seinem alten Vaterlande weggehohlt werden.

Allein wenn man einmahl auf einen Gegenstand, der mit unsrer Gemüthsstimmung besonders harmonirt, getroffen, und sich mit Liebe in die Bedeutung desselben hineingedacht hat, so ist es schwer, in der gleichen Stunde gegen andre gerecht zu seyn, die nicht

von ähnlichem Charakter sind. Daher thaten mir jetzt weder die andern Köpfe, noch das ausgezeichnet schöne Gewand der Vestalin von Versailles, noch selbst die fliessenden Umrisse des capitolinischen Antinous, nach der, wenn man will, harten, aber so rein angegebenen Bestimmtheit des Cato und Porcia, die gefällige Wirkung, die sie vielleicht ein anderes Mahl haben werden, wenn ich von sinnverwandtern Beschauungen zu ihnen hintrete.

Heute stand nun die Nationalbibliothek offen, und ich lief begierig hin. Wir täuschen uns aber gar oft selbst über die Gegenstände unsrer Begierden, und wenn wir von etwas gehört haben, das andern ausschliefsend merkwürdig oder für sie ein Mittel war, sich ehrenvoll auszuzeichnen, und wir kommen unversehens in die Nähe eines solchen Gegenstands, so geschieht es öfters, dafs die Erin-

nerung an die genufsreiche Beschäftigung dieser Leute uns zu stark ergreift, und uns eine Zeit lang in ihren Lebenskreis und in ihre Arbeitslust exaltirt, bis wir dann an Ort und Stelle selbst wieder zurechtkommen, und die wächsernen Flügel der Einbildung an dem brennenden Feuer der Selbsterkenntnifs schmelzen. So ging es mir jetzt. Ich zog als ein Ufenbach, als ein Biörnstahl ein, aber mit jedem Schritte, den ich durch dieses, himmlische oder höllische, Heer von Büchern that, sank mir der Muth, und ich hatte bald mit einer entgegengesetzten, weniger als natürlichen, Leerheit zu kämpfen.

Was will ich hier? fragte ich mich selbst. Die Bände zählen? Das thaten schon hundert andre — Die grofsen Globen anstaunen? Das seh ich nur gemeine Leute thun — Die Gefälligkeit des Bibliothecars erforschen? Ich weifs nichts mit ihm zu sprechen — Seltnen

Büchern nachfragen? Es fallen mir keine ein — Soll ich alte Codices conferiren? Ich kann sie nicht lesen — Oder gar über die τρεις μαρτυρουντες Untersuchungen anstellen, die mich, Gott verzeihe es, gar nicht interessiren?

Ich safs in eine Ecke, und suchte mich jetzt mit der Unbedeutsamkeit der Bibliographie zu trösten, die sich wie die Botanik, so wie sie heut zu Tage von unsern schönen Geistern getrieben wird, mit der Kenntnifs der Nahmen begnügt, und mit unfruchtbaren Nomenclaturen breit macht. Wie wenig erhebliches, sagte ich, haben im Grunde jene Männer, die ich oben nannte, und andre Ihresgleichen, mit aller ihrer Unermüdlichkeit gegeben! Meistens eben so geistleere als hochtönende Nachrichten von Büchern, die, wie Hüsgen von Dürerischen Kupferstichen sagt, ihrer Seltenheit wegen unter die raren Stücke gehören, Nach-

richten, denen nichts einen Werth gibt, als die Verliebtheit der Behandlung, ein Zauber der auch Kleinigkeiten adelt.

Blofse Bücherkunde, fuhr ich fort, um mir durch Uebertreibung Luft zu machen, ist eine subalterne Wissenschaft für Gedächtnifshelden und kleine Geister, die dadurch höchstens das Verdienst architectonischer Handlanger bekommen. Durch sie steigt nicht empor, wer eigner Anschauungen und Erkenntnisse fähig ist. Als Winkelmann aus dem Käfich der Bünauischen Bibliothek entronnen war, und sein ins Erhabne strebender Geist einen freyen Flug erhielt, wie bald sprach er mit Gleichgültigkeit von dem, was sein zurückgebliebener Franke bis ins Grab als Hauptsache trieb! Dem Geschmacke des edeln Denis war seine Arbeit an der kaiserlichen Bibliothek nicht zuträglich. Lessing gefällt mir in seinen critischen Collectaneen oft so wenig, als ein Fürst, der

drechselt, und sollte er auch die feinste Arbeit liefern. Selbst der berühmte Prinz Eugen wäre mir schwerlich als ein grofser Mann vorgekommen, als er in der Bibliothek zu Cassel nach Serveti Restitutio Christianismi fragte.

Aber ach! was helfen alle Citaten fremder Schwäche gegen den Unmuth über eigne Ohnmacht! Sie haben nur den Schein von Trost. Ich kann mir doch nicht verhehlen, dafs jene Handlanger mit mehr Ehren hier empfangen würden, als ich, und auch aller Ehren werth sind, wenn sie ihr Werk mit Ordnung treiben; ja diese Gelehrtenclasse ist gewöhnlich die glücklichste, weil sie die friedlichste ist, und wenn bey ihr nicht das Werk dem Meister, so macht desto öfters der Meister dem Werk Ehre.

Wer selbst kein Gelehrter (es grinsen mich hier zu viel Unbekannte an, als dafs ich mich

so nennen dürfte) und nicht mit gelehrten Empfehlungen versehen ist, wer sich auf keine künstlichen Fragen gerüstet hat, und wem die unzählige Menge von Büchern alle Lust zu einem Einzelnen raubt, wen die Eitelkeit nicht treibt, sondern die Demuth plagt — Was kann der in einem solchen Pandämonium der Gelehrsamkeit thun? Ihm bleibt nichts übrig, als in sich gekehrt und still herumzugehen, und was er von aussen nicht lernen kann, wenigstens von der Stimme, die in ihm spricht, und ihre Lehren in trauriger Lage und an grofsen Orten gern hörbar werden läfst, zu vernehmen.

83 Ein angenehmerer Anblick als die unendlichen Bücher, waren mir die vielen Menschen, welche die Bücher benutzten, und einen grofsen Tisch entlang jeder mit seinem Fache beschäftigt waren. Leute von allen Clafsen und Altern safsen ruhig neben einander, sogar Frauen-

zimmer waren darunter, hübsche Mädchen, die ihre gelehrten Untersuchungen mit so viel Anmuth anzustellen wufsten, dafs man hätte der Foliant seyn mögen, den sie umschlangen. Auch mehrere gemeine Soldaten safsen da, und einige arme Leute, die so lumpig gekleidet waren, dafs ein Spötter die Bemerkung machte, sie suchten Recepte gegen das Ungeziefer. Mir aber waren diese am merkwürdigsten; sie müssen, dachte ich, entweder in bessern Umständen eine gelehrte Erziehung empfangen, oder sich selbst in Armuth, durch Kreuz und Leiden, zu dieser Freude an der Wissenschaft gebildet haben. Ich hätte was darum gegeben, ihre Geschichte zu wissen, oder auch nur sehen zu können, wonach sie forschten. Es ist doch immer ein Zeichen innerer Kraft, in diesem Zustand äusserer Unbehaglichkeit noch Bedürfnissen des Geistes Gehör zu geben, und den Tempel der Musen opferbringend im Bettlergewande vor den Augen der bösen Welt zu betreten.

Im Innern der Bibliothek ist ein grofses Zimmer für Alterthümer und Seltenheiten, das mit den ungleichartigsten Sachen, wie bey einer Versteigerung, überhäuft, überladen, und überhängt ist. Von den gewaltigen Quaderstücken mit Inscriptionen aus den ältesten Zeiten Griechenlands, über die man auf dem Boden hinstolpert, bis zum modernen Faux-brillant Boucherscher und Natoirescher Gemählde, die hoch an der Wand hängen, füllen Merkwürdigkeiten aller Zwischenzeiten jedes Räumchen aus. Raritäten aus Ost- und Westindien, Otaheite, China und Egypten, Geschmeide und Waffen ferner Nationen, der Schild des Scipio und das Schwert Heinrichs IV. Man sagt, dafs ersterer das nicht sey, wofür er gehalten wird, so eine Last hätte auch nur den König David zu tragen vermocht, dem eine zentnerschwere Krone nichts zu schaffen gab; aber auch Heinrichs Schwert würde mir verdächtig vorkommen, wenn man nicht so

bestimmt wissen könnte, dafs es das seinige wäre, denn es ist von so steifer und unbehülflicher Form, dafs es wenigstens das nicht seyn kann, welches er schwang, als er seinen Freunden in der Schlacht zurief: *ne m'offusquez pas, je veux paraitre!* Oder als er auf einen tapfern Gegner mit den Worten ansprengte: *Rends toi Philistin!*

Opfergeräthe, Götzenbilder, Hetrurische Gefässe, welche letztere ich bisher nur aus den d'Hancarvilleschen Abbildungen kannte, die aber, wie ich jetzt sehe, sehr gut nachgemacht sind. Eine schöne Sammlung von geschnittenen Steinen, worunter mir besonders ein Dutzend Cameen, auf denen Hunde, Tiger und Pferde geschnitten sind, auffielen, wegen der grandiosen Zeichnung und fein vollendeten Kunst, womit diese Thiere gearbeitet worden; ich weifs nicht, sind sie neu oder alt, und sahe niemand, den ich darüber fragen konnte,

welches mir auch ziemlich gleichgültig war, denn ich bethe das Alte nicht mehr so ausschliessend an, wie vormahls, und lerne täglich, dafs auch das Neue schön seyn kann.

Und was soll ich von der Isischen Tafel sagen, als, ich habe sie gesehen und, ich thue mir was darauf zu gut, auch sogleich ohne Beystand erkannt, ob ich schon nie eine Abbildung davon sah, und nicht einmahl wufste, dafs sie in Paris sey. Ein Denkmahl egyptischer Kunst, an welchem schon so mancher Ausleger sich den Kopf zerbrochen, über welches der, in Erklärungen der Älterthümer mehr gelehrte, als glückliche Lessing eine eigne Abhandlung geschrieben hat, oder schreiben wollte, welches man ehemahls in Turin so heilig hielt, dafs ohne besondre Erlaubnifs des Königs niemand den Zutritt hatte, das lag nun aufgedeckt vor mir, ohne dafs ich einem Menschen ein gutes Wort dafür zu geben brauchte.

Ich konnte zwar nichts daran sehen, als dafs es eine viereckige, an den Seiten heruntergebogene, Tafel von Kupfer ist, auf welche egyptische Figuren gegraben sind, die ich nicht verstehe. Indessen sieht man doch so etwas gern, wie alles was Aufsehen in der Welt macht, sollte es auch aus keinem andern Grunde seyn, als um einen sinnlichen Eindruck davon zu haben; so wie man glaubt, mit einem grofsen Manne viel näher bekannt zu seyn, wenn man ihn auch nur Augenblicke gesehen, als wenn man Jahre lang von ihm gehört hat — welchem aber auch so seyn mag.

Als ich mit einigen Landsleuten zum Mittagessen, und nachher in das schöne Caffehaus unter Gezelten in dem Tuileriengarten ging, sollte ich ihnen immerfort von Hause erzählen; ich stand aber so oft still, und hatte so vieles zu sehen, was nicht nur meine Neu-

Neugier lockte, sondern auch mein Herz beschäftigte, dafs sie mir im Unwillen Kaltsinn gegen mein Vaterland vorwarfen. Hätte ich aber vom Vaterlande sprechen, und hätten sie hingegen lieber von dem, was unter unsern Augen vorging, reden wollen, so würden sie mir Gleichgültigkeit gegen meinen Nächsten vorgeworfen haben. So sind die Menschen! Zum Glück bin ich gegen den Vorwurf von Kälte schon so abgehärtet, dafs ich ohne Mühe ihn selbst mit Kälte anhören kann. Warum mufs er aber immer mich treffen, dieser Tadel, sagte ich, hänge ich doch mit ganzer Seele an allem, was die Menschheit schätzbar macht! Was kann ich dafür, wenn ich bey den nichtswürdigen Kleinigkeiten, wodurch sich manche so leicht in Bewegung setzen lassen, nichts fühle! So oft ich aus Gefälligkeit oder Eitelkeit Mitgefühl geheuchelt habe, ist es mir übel bekommen, weil ich aus meinem Charakter heraus trat, in dessen engen oder

weiten Schranken ich immer männlich verharren sollte. Kalt ist, wessen Empfindung von den Gegenständen nicht erwärmt wird; hier, in diesem Menschengewimmel, erfahre ich noch besser als zu Hause, dafs mir noch Sinn genug für die Menschlichkeit übrig bleibt, ohne dafs ich nöthig habe, mir eine ostensible Empfindsamkeit anzugewöhnen, oder eine Rolle mit meiner Empfindung spielen zu wollen, wobey so leicht das vernünftige Handeln, welches ihr folgen sollte, vergessen wird. Die Leute nehmen aber oft das Feuer des Temperaments für Wärme der Seele, und seinen physischen Ausdruck für Herz; sie preisen es an andern, und rühmen es an sich selbst, und wer nicht mitbrennt, heifst kalt, obgleich gerade diese feurigen Geschöpfe meist an echter Empfindung die kältesten sind, und eben nicht Ursache haben, mit ihrer Temperamentsschwachheit sich noch zu brüsten; bedarf es doch bey einer solchen Complexion oft nur

eines unbedeutenden Funkens, um den ganzen Empfindungsvorrath, und mit ihm die Ueberlegung, wie Pulver in die Luft zu sprengen; wie selten kann da ein Gefühl treu und wahr werden!

Kalt waren der Priester und der Levit, die den Verwundeten hülflos liegen liessen; wahrscheinlich aber wäre in ihnen bey Verurtheilung der Mörder ein wärmerer Gerechtigkeitseifer erwacht, als in dem barmherzigen Samariter, der so viel Empfindung für den Unglücklichen bewies.

Sehet, sagte ich meinen Freunden, oder hätte ihnen sagen können, wenn ich gern wortwechselte, hier unter diesem Zelte jene junge Mutter, wohlgekleidet und sittsam, die an der Seite ihres Mannes dem Kinde die Brust reicht, und, nicht achtend der vorüberziehenden Menge, nur in dem Gedanken an

ihren Säugling, und in dichterischer Phanta-
sie über jede seiner Bewegungen lebt, wahr-
haftig, mein Herz bewegt sich im Mitgefühl
über ihre einzige Freude! Aber wenn diese
Mutter verlangte, ich sollte mit ihrem Kinde
tändeln, so müfste ich in ihren Augen als
ein kalter Mensch erscheinen, weil ich einem
Säugling, der mich nicht ansieht noch ver-
steht, nichts zu sagen weifs, und über das,
was ich etwa der Mutter zu sagen hätte, mir
bey einem solchen Anblick das Wort im Mun-
de erstirbt. — Oder wenn ein einfältiger Va-
ter mir begegnet, welches ihr wohl auch
schon erfahren habt, der meint, ich solle,
wie er, das dreiste Geschwätz seines Knabens
für witzig halten, gerade wenn ich wünsche,
dafs der Junge sein Maul hielte, so kann ich
ohne Schmeicheley doch keine warme Theil-
nahme äussern, wenn ich schon dadurch rich-
tig wieder den guten Nahmen eines Kinder-
freundes auf das Spiel setzen mufs.

Nicht minder lassen mich auch die Leute kalt, die auf meine Empfindung warten wie der Pöbel auf ein Trinkgeld; Leute, die nie allein und für sich empfinden können, und nicht aus Freundschaft, sondern aus Anmassung verlangen, man soll alle ihre Affecten mit ihnen theilen, und mit ihnen lieben und hassen. Dergleichen gibt es eine Menge, die, wenn sie euch ihre Angelegenheiten erzählt haben, und ihr nicht sogleich in ihren Ton einstimmt, weil ihr noch ansteht, ob es der rechte Ton ist, euch für kalt und unempfindlich ausschreyen.

Hauptsächlich aber bewahre einen Gott, dafs seine Empfindungswärme nicht in Revolutionen auf die Probe gesetzt werde, wo böser Wille sich Freyheitsliebe, und kurzsichtiger Eigensinn sich alte Treue nennt; wo Schwärmer und heuchlerische Laurer ein thermometrisches Register über jeden selbstden-

kenden Mann führen, nach welchem aller Wahrheit zum Trotz sein Werth und Unwerth bestimmt werden soll; wo man die schwache Seite am politischen Freunde nicht einmahl mehr leise berühren, vielweniger das Gute am Feinde gut nennen darf; wo zwey Parteyen, jede aus Liebe zum Vaterlande, das Vaterland zu Grund richten, und dabey wechselsweise in schaalen Proclamationen den Gott ihrer Väter anrufen, als wenn jede unter dem besondern Schutz eines eignen Jehovah stände; und man dieses alles noch rührend und schön finden sollte. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen! Denn wer da noch kalt bleibt, und sich nicht hinreissen läfst zu den Jubeltönen der siegenden, oder den Verwünschungen der unterliegenden Partey, wer nicht in jeder Wolke den Vorbothen des allgemeinen Untergangs, und in jedem Sonnenstrahl, der durch die Wolke bricht, den Anfang eines ewigen Freudenlichts erblicken kann, der lasse

sich gefallen, als ein lauer Freund des Vaterlandes angesehen, und — — — — — — — — zu werden.

So vertrieb ich meinen Landsleuten die Neugier, und mir die Zeit, bis die Stunde des Schauspiels kam, wo ich heute das Vaudevilletheater besuchte.

Das Anziehende dieses Schauspiels scheint mehr auf besondern Anspielungen, oberflächlichem Witze, und vorübergehenden Anecdoten zu beruhen, als auf treffenden Charakter- und Sittengemählden, und jenen gewaltigen Blicken in das menschliche Herz, die wie Blitze die Nacht desselben erhellen; gleichwohl sagen sie: *C'est le genre d'Aristophane*, fügen aber hinzu: *adouci par la politesse française*, das heifst in ihrer höflichen Sprache: von den griechischen Unreinigkeiten ge-

säubert und also vervollkommnet, obschon der Ausländer es anders übersetzen möchte. Züchtiger in Worten sind freylich diese Spiele, aber wo ist die Aehnlichkeit mit Aristophanes? Gallicismen sind noch keine Atticismen — Wenn ich etwas Französisches mit jenem Griechen vergleichen wollte, so wären es eher einzelne Scenen aus dem alten Theatre Italien von Gherardi, wo die herrschenden Fehler der Zeit und der Grofsen eben so scharf, und öfters mit eben der witzigen Ungezogenheit gezüchtigt werden. Wenigstens kam in den drey Stücken, die heute aufgeführt wurden, eben so wenig von des Aristophanes herrlicher Laune, als von seinem zerreissenden Grimme gegen alle Anmassung der Hohen und Niedern zum Vorschein, aber wohl manche leichte Spässe, wovon jedoch die meisten ihr Daseyn mehr der Kunst des Schauspielers als des Dichters zu danken hatten. Conventionelle Naivetät (übereinkünftliche Un-

befangenheit sollte ich nach der Sprachbereinigung sagen, wenn diese französische Eigenschaft sich in gezwungenem Deutsch bezeichnen liefs) und gewandte Fröhlichkeit war das auszeichnende Merkmahl dieser *jolis riens*, wie sie bisweilen auch genennt werden, wenn ihre Schwäche die Vergleichung mit etwas besserm nicht zuläfst.

M3 Ob es gleich einem Fremden unbegreiflich seyn mag, wie sich der Geist des Lustspiels in die Form von Vaudevilles anders, als durch eine schnell vorbeyziehende Mode, bannen lasse, so sind es doch die Vaudevilles, die diesem Theater seinen Ruf gegeben haben, und diese Mode hat sich unter dem so flüchtigen Volke schon so lange erhalten, dafs man ihr kaum mehr diesen Nahmen geben darf. Das mag wohl daher kommen, weil diese Art von Liedern der eigenthümliche und einzige Vorzug ist, worin die Französische nicht von

der Poesie andrer Völker übertroffen wird. In die Vaudevilles haben die Franzosen ihren feinen Witz, die eigne Wendung ihres Geistes, und so nach und nach ihren ganzen Nationalcharakter, und einen merkwürdigen Theil ihrer Geschichte zu legen gewufst. Eine chronologische Sammlung solcher Blumen wäre, kein Heldengedicht zwar, aber ein Nationalepos voll wahrer lebendiger Darstellung, wo der immer jugendliche Geist dieses Volkes unter allen Gestalten der Munterkeit, des Leichtsinns, der Galanterie und des Ehrgefühls — zuweilen auch der Barbarey — vor uns hingaukelt, und in fröhlichen Bildern die Gegenstände seiner Liebe und seines Hasses offenbart. Wenn die Franzosen auch noch so viel Wesens mit ihrem Trauerspiel, sey es nun mit Recht oder Unrecht, machen, so ist die Liebe zu demselben doch nur im Verstande, allein ihr natürlicher Hang und ihre Zärtlichkeit ist für das Vaudeville. Manches Schau-

spiel hat schon grofsen Lärm in Paris gemacht, gewöhnlich aber war es mehr der Lärm zwischen zwey Parteyen, die sich in Gunst und Ungunst theilten, als eine allgemeine Begeisterung des Wohlgefallens; wie manches Vaudeville hingegen ist in dieser unermefslichen Stadt mit der Schnelligkeit des Windes von Ohr zu Ohr geflogen, und vom Throne bis zur Hütte der Armuth von allen Lippen gelallt worden!

Das helle oder dunkle Gefühl von dieser seiner wahresten Poesie macht, dafs das Volk derselben, und alles dessen was aus ihrem unerschöpflichen Quelle fliefst, nie müde wird. Daher vermag nicht nur dieses Theater sich immer noch zu behaupten, sondern seine Manier ist sogar auf andre übergegangen, ohne dafs man sich zu bekümmern scheint, was der gute Geschmack dazu sage, wenn das Vaudeville als ein Gegenstand musikalischer Ver-

ehrung aufgestellt, oder zum Vehikel der dramatischen Poësie gemacht wird.

Meine Zeit beginnt nun nach und nach eine regelmäfsigere Eintheilung zu bekommen; die unruhigen Triebe herumschweifender Neugier machen von selbst einer vernünftigen Beschränkung Platz. Welcher Fremdling wollte es auch aushalten, vom Morgen bis an den späten Abend auf Entdeckungen in dieser kleinen Welt auszugehen, und seine Aufmerksamkeit allen den Neuheiten, die ihm jeden Schritt begegnen, zu schenken! Fürwahr, wenn es auch sein Körper aushielte, der Geist nähme dabey Schaden; denn nichts schwächt das Gedächtnifs so sehr, und bringt die Seele unvermerkt um ihr gröfstes Gut, die Kraft sich zu anhaltender Betrachtung zu sammeln, als diese Art von Geistesgenufs, die man in beständiger Abwechslung neuer pikanter Vor-

stellungen sucht. Wenn auch der Witz durch solche Zerstreuungen Nahrung erhält, weil es leicht ist, an so viel vorüberziehenden Bildern einige auffallende Aehnlichkeiten zu haschen, oder wenn die Empfindsamkeit sich dabey behagt, weil bey dem schnellen Wechsel der Gegenstände sich viel Stoff zu schönen Gefühlen, und wenig Zeit zur lebendigen That findt, so ist doch eine solche Art sich zu beschäftigen, wenn man sein Hauptwerk daraus macht, nicht nur auf Reisen, sondern in jeder Lage des Lebens, eine höchst verderbliche Schwelgerey, die sich in Ueberdrufs, Schaalheit des Witzes und Ohnmacht der Vernunft endigt.

Wenn man mich aber fragt, was denn nun meine ernsten Beschäftigungen seyn, und ich antworte: Museum und Theater, so dürfte mancher lächeln, der seine Seelenkräfte in Obere und Untere zu theilen gelernt hat, und

nun *jurans in verba* aus überreiner Hochachtung für die höhere Erkenntnifs alles gering schätzt, was er nur mit der sinnlichen zusammenhängend glaubt. Nach meiner Meinung aber ist nicht nur jedes Ding voll Spafs (der Einbildungskraft), wie der feinste Spafsmacher behauptete, sondern auch voll Ernst (des Verstandes), und ich werde Gott danken, wenn es mir gegeben ist, nur einen Theil von der hohen menschlichen Kraft, die mich aus den Geisteswerken jener schönen Künste abndungsvoll anspricht, deutlich zu erkennen.

Heute standen zwey neue Säle von Kunstwerken offen, die sogenannte *Galerie d'Apollon*, ein herrlicher wohl hundert Schritte langer Saal, der mit den vornehmsten Handzeichnungen berühmter Meister angefüllt ist. Die Decke ist reich mit Gemählden und goldner Stukkatur geziert, und die beyden Enden

des Saals sind mit übergrofsen Spiegeln gedeckt, wodurch derselbe den Schein einer unübersehbaren Länge erhält. In dem andern Saale, *le grand Salon*, dessen Licht nur aus dem offenen Dache von weiter Höhe herunter fällt, und so nicht nur die gefälligste Beleuchtung für die Kunstsachen gibt, sondern aus den Zuschauern selbst wandelnde Gemählde macht, hängen die Meisterstücke von Paul Veronese und andern grofsen Künstlern, die theils zu grofs für den gewöhnlichen Saal, theils so eben angekommen waren, und wegen ihrer Berühmtheit an diesem vorzüglichen Orte dem neugierigen Publicum zur Schau gestellt wurden.

Hier bedurfte es keiner Anrufung der Musen, um zu wissen, was man zuerst und was zuletzt betrachten solle. Alle Augen, die herein kamen, wandten sich sogleich zu der *Hochzeit von Cana* des Meister Pauls, und alle Blicke blieben daran hänger.

Es ist ein blofses Prachtstück ohne Verstand, sagen zwar die Bücher, ein Blendwerk für die Phantasie des Pöbels, Schein der Wahrheit nur für das Auge. So kam es mir auch vor, so lang ich es nur aus der Beschreibung kannte; allein ich lernte bescheidner urtheilen, als ich das grofse Kunsterzeugnifs selbst vor mir hatte; denn nicht nur den Pöbel, sondern Künstler, Kenner und Gelehrte sah ich vor demselben verweilen, und ihm Bewunderung zollen. Nicht Le Bruns Schlachten mit aller Correctheit, nicht die feurigen Rubens (dessen Colorit dagegen wie pure Affectation erscheint), nicht der berühmte heilige Romuald des Sacchi, die alle da herum hingen, vermochten ihm den Vorzug streitig zu machen, man fing bey ihm an, und hörte bey ihm auf. Das mufs doch wohl mehr seyn als blofses Blendwerk der Sinne; ein hoher geistiger Werth mufs in dem Gemählde liegen, der ihm so lange seinen Ruf erhalten,

und

und immer aufs neue wieder geben kann. Allgemein anerkannt ist die Schönheit des Colorits, die Vortrefflichkeit der mahlerischen Anordnung, die Leichtigkeit und Sicherheit des Pinsels. Nur einmahl eine so vorzügliche Kunst der Färbung, die so selten sich findet, als Raphaels Zeichnung und Corregios Harmonie, ist schon eine ausserordentliche Gabe, die keinem blos durch mechanisches Studium, ohne Genie, zu Theil wird, die mithin Kennern schon als grofse Eigenschaft respectabel seyn mufs, zudem dafs sie noch in der Wirklichkeit unmittelbarer zu dem Auge spricht, als jede andre.

Wem springt aber nicht die Originalität in die Augen, der eigne Styl ohne Nachahmung, das lebendige schöpferische Talent, das keiner fremden Studien und keines künstlichen Borgens bedarf, um Auftritte des Lebens mit alle der sinnlichen Schönheit, Heiterkeit und

freudigen Bewegung bleibend sichtbar zu machen, wie sie vor der feurigen Einbildung des Künstlers schwebten!

Diese viel umfassende, prächtige Ansicht des Lebens, und die Kraft, so eine Ansicht rein wiederzugeben, diese eigne, ungelernte, selbsständige Kraft ist es, die uns Ehrfurcht gebiethet, oder Liebe einflöfst, hier wie allenthalben, wo sie sich findet, wenn wir es gleich oft selbst nicht haben wollen, und lieber an den vorgefafsten Meinungen hängen, oder gar, wenn wir uns genug an dem Anblick geweidet haben, nach der Verkehrtheit unsrer Natur die Regungen des Herzens unterdrücken, und, eingedenk tadelnder Kunstrichterey, das Gesehene verkleinern, um unserm vermeintlichen Verstand Ehre zu machen. Mit was für Recht und Wahrheit aber das geschehe, zeigen wir dadurch, dafs wir uns doch von dem nächsten ähnlichen Kunstgegenstande wieder hinreissen lassen.

Es ward dem Mahler ein Raum von dreifsig Fufs angewiesen, um darauf die Hochzeit von Cana vorzustellen. Die Wahrheit der Geschichte erforderte eine dürftige Mahlzeit armer Leute, die nicht einmahl Wein genug für eine Hochzeit hatten, was wollte er nun stattliches daraus machen, zumahl ein Wunder keine mahlerische Handlung ist, und wie wollte er den grofsen Raum mit der wahren Geschichte allein ausfüllen? Er mufste nothwendig die Hülfsmittel ergreifen, die ihm seine reiche Einbildungskraft darboth; und diese mahlte ihm ein herrliches Gastmahl vor, prachtvoll und fröhlich, an welchem sie Theil nehmen liefs, was die Zierde des Adels, der Schönheit, und der Kunst seiner Zeit war, zu Ehren dem himmlischen Gaste, und zum Staunen des Volkes, das sich von allen Seiten her zwischen den Säulen des hohen Pallastes hinzudrängt. Diese grofse Conception stellte er nun mit so sicherer Kunst dar, dafs man nicht

weifs, soll man die Mannigfaltigkeit in den Formen, Bewegungen und Farben mehr bewundern, oder die Harmonie, womit er diefs alles, ohne Zerstreuung, in der natürlichsten Beleuchtung, und ohne den willkürlichen Behelf der Schlagschatten und gekünstelter Contraste, zusammen hält. Es ist wahr, er vernachlässigte das Costume und den strengern Styl der Alten; wer aber so einen Ersatz zu geben weifs, dessen glänzende Sünden darf man wohl als Tugenden ehren.

Man ist heut zu Tage viel zu strenge gegen diese Kunstart, und legt, verleitet durch übelverstandene Wünsche der Kenner, und schief angewandte Philosophie, dem Geschmack allmählich einen Zwang an, der bald zu einer gelehrten Trockenheit idealischer Kritik führen, und manche geistvolle Anlage unersetzlich lähmen mufs. Es ist recht, morsche Lehr- und Geschmacksgebäude über den Haufen zu

stofsen, nur sollte sich der Deutsche vor seiner alten Schwachheit hüthen, um jedes neugepriesenen Mörtels willen sogleich wieder auf die alten Trümmer einen eben so unsichern Bau aufzuführen! — Welches Gemählde leistet denn euern scharfen Verstandesregeln ein Genüge? Selbst Raphaels allanerkannte Meisterstücke, die Verklärung, die Schule von Athen und andre, wären sie nicht schon da, und euch zum Kanon aufgestellt, wie würdet ihr darüber herfahren, wenn ein neuer Künstler sie gerade so machte, wie sie sind. Versucht es, und hängt die besten Arbeiten des verständigen, und sonst so trefflichen Poussin neben diesen Paul Verones, sie werden vor dessen Gewalt verschwinden, und ihr werdet die Ursache davon leicht entdecken; Poussin studierte und ordnete seine Werke langsam zusammen, aus Antiken, Modellen und kalten Ueberlegungen, hier aber schuf ein Genius aus eigner Fülle, und mit einer das Ganze auf Ein Mahl umfassenden Anschauung.

So wenig als die Mahlerey der Ueppigkeit dienen soll, darf sie blos eine demüthige Magd der Geschichte seyn, und noch weniger nur in die Schranken einer mit andern schönen Künsten gemeinschaftlichen Theorie gebannt werden; sondern sie darf und soll noch ihre eigne Poësie, ein freyes Spiel eigner Schöpfung haben, und die Abweichungen von der kunstrichterlichen Normalidee, die sie sich bisweilen, wenn sie der Genius treibt, erlaubt, sollten nicht gleich als Ausschweifungen getadelt werden. Warum will man allein in der Historienmahlerey eine so strenge Disciplin einführen, in die sich andre Künste doch auch nicht fügen? Soll Homers Gesang allein die Gesetze des Heldengedichts bestimmen, und ist Ariost nicht auch ein Meister?

Diesem Geisteszwang könnte am besten ein Mann steuern, der sich als einen eben so grofsen Kunstkenner wie Dichter bewiesen hat,

und in seiner Jugend es wagte, öffentlich zu sagen, er habe in einem Krebse von de Heem mehr Poësie gefunden, als in einer Cleopatra von Tischbein. Zwar scheint er beynahe mit dem Wechsel der Jahre auch anderes Sinnes geworden zu seyn; wenigstens hat er durch einige neuere Aeusserungen, die, wie fast alle Urtheile grofser Köpfe, nur halb verstanden, oder unmäfsig ausgedehnt werden, Anlafs gegeben zu dem sentimentalphilosophischen Vornehmthun gegen alles, was nicht Antik und Raphael ist. Ganz kann er jedoch seinen Glauben nicht geändert haben, und da alle auf ihn horchen, so bedürfte es nur einer freyen Erklärung von ihm, worin das wahre Verdienst in der Mahlerey, vorzüglich auch das poëtische, welches so oft leeren Anmassungen seinen Nahmen leihen mufs, entwickelt, gewürdigt und geordnet würde, so wie er die Verschiedenheiten des Styls launig geordnet hat, um mit Einem Mahle die verirrten Bäche

trüber Meinungen zum hellen Quelle der Wahrheit zurückzuleiten.

Fast eben so schwer als es mir wurde, diesen Saal zu verlassen, wird es mir jetzt davon zu schweigen. Wer erzählt nicht gern von dem, was sein Gemüth in Bewegung setzte! Doch mufs man zu schweigen wissen, ehe der Zuhörer nur noch mit der Miene satter Gefälligkeit horcht, welches eine grofse Demüthigung ist. Nur ein herrliches Bild des Rubens kann ich nicht stillschweigend verlassen, wo er sich, seinen Bruder (der auch kein gemeiner Mensch mufs gewesen seyn, aber doch in dieser berühmten Gesellschaft zu kurz kömmt), den Hugo Grotius und Justus Lipsius, zusammen um einen Tisch herum, gemahlt hat. Man denke sich dieses Kleeblatt trefflicher Männer, in Lebensgröfse vorgestellt, mit Rubens Geist und Kunstfertigkeit, Kühnheit und Kraft der Farben, und grofser Zeich-

nung, die aber hier der Natur treu zu blei-
ben gezwungen war, so kann man sich eine
Vorstellung von dem Interesse dieses Stücks
machen. Man sagt, der Erste Consul wolle
es nach seiner Wohnung verpflanzen, was
schon mehrern Gemählden widerfahren seyn
soll; die Leute führen darüber grofses Be-
dauern, und ich auch, wir bedenken aber
nicht, was wir selbst thun würden, wenn wir
Meister wären —

In dem Saale der Handzeichnungen ist die
Höhe der Wand mit Cartons von Julio Ro-
mano und Pellegrino Tibaldi sehr gut besetzt.
Diese grofsen Zeichnungen von Tibaldi sind
mit dem Carton der Schule von Athen aus
der Ambrosianischen Bibliothek zu Mayland
hierher gebracht worden, der Raphaelische
Carton aber hat sehr gelitten, wie wohl mehr
von der Zeit als von der Reise. Man hat sich

zwar sichtbare Mühe gegeben, ihn wieder dauerhaft zu flicken, dessen ungeachtet ist er jetzt leider mehr als Reliquie, denn als Werk der Kunst zu verehren.

Es finden sich hier auch einige schöne Pastellgemählde von Vivien, die mir weit besser gefallen, als Rosalba. Das liebste dieser Art aber war mir ein Kopf von Nanteuil, so den vortrefflichen Türenne vorstellt, in dem ich noch mehr den edelsten Menschen, als den gröfsten Feldherrn seiner Zeit verehre. So warm ich die Kunst liebe, so geht mir doch das schöne und wahre Bild eines grofsen Mannes über hundert gepriesene Sachen, so die Erfindung hervorgebracht hat, so dafs man mir auch einen der Cartons von Julio Romano neben diesem Turenne, oder einen der grofsen Rubens aus der Gallerie neben seinem Gemählde von Grotius und Lipsius biethen könnte, ich würde die Porträte wählen.

Nicht zu vergessen ist auch eine Gesellschaft der schönsten und geistreichsten Gesichter vom Hofe Ludwigs XIV, in Miniatur und Schmelzarbeit, meistens von Petitot, mit unendlicher Kunst wie hingeblasen. Man kann sich von der aus mehr als fünfzig Stücken bestehenden, in einem grofsen Rahmen begriffenen Sammlung, fast nicht mehr trennen.

Um ihres berühmten Nahmens willen mufs ich auch zwey Wassergemählde von Corregio erwähnen. Das eine soll die kriegrische Tugend, und das andre die Sinnlichkeit vorstellen; es sind nehmlich von den Allegorien aus welchen niemand klug wird. Ehe ich erfuhr, von wem sie wären, hielt ich sie für kraftlose Erzeugnisse der französischen Schule, bis mich das Verzeichnifs zurecht wies, und mir durch den Stammbaum ihres Besitzes allen Zweifel benahm, denn sie gingen aus einer fürstlichen Hand in die andre. Bey allem Re-

spect für den grofsen Meister bin ich aber überzeugt, wenn diese Stücke jetzt ein gemeiner Mann besäfse, ohne dafs man von einem vorigen Eigenthümer etwas wüfste, so würde jedermann über ihre Echtheit die Achsel zucken, und vielleicht aus Gefälligkeit schweigen, um dem guten Manne die Freude nicht zu verderben, Corregios zu haben, aber im Weggehen bey sich ausmachen, ein Liebhaber, der mit Wasserfarben umzugehen wufste, habe sich mit wenig glänzendem Erfolg an einem Corregio versuchen wollen. Nun sind sie aber von erprobtem Adel, und dieser gilt auch hier für Verdienst. Wenn der Meister noch an Etwas kenntlich ist, so ist es an der guten Anordnung, einigen gelungenen Verkürzungen, und der falschen Grazie der Mienen. Wie stark sprechen auch diese Gemählde gegen die Mahlerey in Wasserfarben! Hätte der unvergleichliche Corregio nur so gemahlt, so ruhten seine Werke und sein Nahme schon lange in der Vergessenheit.

Den übrigen Raum des Saales nehmen Handzeichnungen ein, worunter die französischen weit aus die beträchtlichsten sind, denn die besten Stücke der alten italiänischen Mahler sollen sich in dem Strudel der Revolution auf eine geheimnifsvolle Art verloren haben. Von jenen findet sich hier ein grofser Schatz, und ich mufs gestehen, dafs mir diese Handrisse französischer Künstler sehr wohl und meistens besser gefallen, als ihre Gemählde. Das Ungezwungene, Freye und Flüchtige derselben nimmt sich hier, bey richtiger Zeichnung, und selten vernachlässigtem Geschmack in der practischen Behandlung, besser aus, und kündigt mehr Geist an, als in den Oehlgemählden, wo es durch umständlichere Beleuchtung mit Farben leicht zur flachen Manier wird. Es sind Zeichnungen da von la Hire, le Brun, le Sueur, Mignard und andern Franzosen, die durch edle Composition, und vornehmlich durch die Art und Weise der Ausführung, den Arbei-

ten der berühmtesten Italiäner den Rang streitig zu machen scheinen, mit denen sie, in Farben gebracht, nachher keine Vergleichung mehr aushalten.

Grofse, und zierlich vollendete, Rubensische Zeichnungen von seinen berühmtesten Gemählden, finden sich auch hier; sie scheinen mir aber um ihrer detaillirten Ausführlichkeit willen eher von den geschickten Männern zu seyn, die nach ihm in Kupfer gestochen haben.

Tizian und Claude zeigen sich mir auch hier als die Meister in Landschaften, und sind nicht nur durch die grofsen Ideen ihrer Entwürfe merkwürdig, sondern vorzüglich durch die genialische Einfalt, womit sie diese Ideen zu versinnlichen wufsten. Hier ist weder unbestimmte Flüchtigkeit, noch gezierter Fleifs, und nichts von allen den mannigfal-

tigen Manieren, die oft so unbesonnen der Wahrheit und Schönheit widersprechen, und dann gerade defswegen Geist genennt werden. Es sind zwar nur leichte Umrisse mit der Feder, wenige Striche, aber so viel umfassend und in grofsen Formen darstellend, und jeder Zug ist so richtig an seinem Platz, und ein so nothwendiger Theil zum Ganzen, dafs man erstaunt, wie ein so grofser Reichthum von Gedanken in so wenig Grenzlinien habe gebracht werden können. Und doch sind es nicht blofse Gerippe ohne Styl, sondern sie haben Seele und Leben, und sprechen zu jedem Auge, und leiten uns schneller in arkadische Träume, als so manches Prangstück mit antiken Tempeln und Figuren, deren anmafsliche Gröfse nichts ist, wenn wir ihr nicht mit eigenen Reminiscenzen gutmüthig zu Hülfe kommen.

Diese zweckmäfsige Einfalt in leichten und

sichern Umrissen ist freylich nicht jedem gegeben, jeder sollte sich aber derselben befleissen; sie ist das A und O der Kunst, der Weg zur Wahrheit, den der Meister nie verlassen, und auf den er den Schüler zuerst führen sollte; sie allein gibt und lehrt den reinen Charakter der Formen, der die Grundlage von aller Zeichnung und wichtiger ist, als die Kunst der Wirkungen und die Geheimnisse des Colorits. So zeichneten die Alten!

Unter die Sachen, die mir hier besonders auffielen, gehört endlich auch noch das entsetzliche Gesicht der höllischen Giftmischerin Brinvilliers, welches Le Brun in der Stunde ihrer Todesmarter mit Farben nach der Natur zeichnete. Alle Schrecken der verzweifelnden Sünde mahlen sich in den wilden rollenden Augen, die keinen Blick mehr haben, keinen Ruhepunkt, sondern vor Gott und Menschen und dem eignen Selbst zurückbeben — und

in

in dem offenen Munde, der nichts mehr spricht als das Geheul des Schmerzens. Ein fürchterliches Bild! Hätte Le Brun in seinen Passionen die Verzweiflung also gezeichnet, sie wäre treffender gewesen, als das Fratzengesicht, so er dafür gegeben.

Die *Plaideurs* von Racine waren heute für das Théatre français angekündigt. Diese Komödie gehörte ehmahls unter die Schriften, welche ich dazu bestimmt hatte, sie bey festlichen Anlässen, an denen ich nicht gern Theil nahm, zur Schadloshaltung der Ergetzlichkeit zu lesen. Ich glaubte sie also schon lange zu kennen, und konnte den Spafs kaum erwarten, sie an ihrem berühmten Gebürtsorte selbst wirklich aufführen zu sehen. Daher theilte ich die Freude auch einigen Bekannten mit, und steckte sie mit meiner Erwartung an. Aber — *minuit praesentia famam*; das

Stück taugt nicht mehr für das Theater, noch das Theater für das Stück. Ich hatte das Mifsvergnügen, nicht nur meine Erwartung betrogen zu sehen, sondern, was noch empfindlicher ist, auch das Achselzucken meiner Freunde über meinen Geschmack zu ahnden, die mir zu gefallen hingegangen waren, und nun die Zeit bereuten, so sie darüber verloren. Daran ist aber Racine nicht Schuld, sein Stück ist witzig genug, sondern ich, der ich etwas lobte, bevor ich es gesehen, und die Zeit, welche dem treffenden Spotte seinen Stachel genommen, und die Schauspieler, welche nicht mehr recht in den Geist des Stückes eintreten wollten oder konnten. Es wurde in der Aufführung zum groben Possenspiele, wobey alle Ironie sich zwecklos verlor, weil die Gebräuche des Gerichtshauses nicht mehr die nähmlichen, und die närrischen Personen, die der Dichter meinte, und sein Publicum kannte, längst vergessen sind. Der Auftritt, wo

die beyden Bedienten vor dem kindischen Herrn über den Hund plädiren, und der Intimé mit läppischer Wichtigkeit die Manieren der bekanntesten damahligen Advokaten nachäfft, verlor in dem überladenen Spiele alle Bedeutung und Anmuth. Da auch von den Zuschauern nur wenige mit der Geschichte, und den nöthigen Prämissen dieses Lustspiels bekannt zu seyn schienen, so kann man denken, wie gering die allgemeine Lust war. Auch mir verging die Freude um so mehr, da ich niemand um mich herum recht vergnügt sah, und mich nicht recht über etwas freuen kann, wobey ich andere gleichgültig sehe. Ich lernte nun, dafs ein Stück auf der Bühne ausgelebt haben kann, wenn es noch lange im Lesen Wirkung thut; so wie es hingegen Schauspiele gibt, die man nicht lesen kann, und die sich auf der Bühne doch ganz gut ausnehmen. Dieses hier wird wohl nur darum noch aufgeführt, weil Ludwig XIV, der

als König sonst nicht viel lachen zu dürfen glaubte, sich über der komischen Kraft desselben so vergafs, *que la cour en fut étonnée*, und es also in dem „goldnen Zeitalter des Geschmacks" sein Glück machte, welchem Geschmack man noch immer scheinbar huldigen zu müssen glaubt.

---

† Heute (31. May) ist es Sonntag. Von Jugend auf hat sich in meiner Seele eine feyerliche und poëtische Ansicht dieses Tages festgesetzt, der ich durch keine spätere Belehrungen des Unglaubens los werden konnte, und es jetzt nicht mehr werden mag. Als Knabe hatte ich Ferien, das Sonntagskleid, afs zu Gaste, und die Unlust an der Predigt wurde mir durch den vierstimmigen Choralgesang wieder gut gemacht, der, wenn er am lautesten ertönte, mich so oft in jene jugendlich schwärmerischen Ahndungen versetzte,

deren Erfüllung uns in spätern Zeiten bisweilen noch wie ein Schimmer aus dem verlornen Paradiese trifft. Auch an den Glocken hatte ich meine Lust, und oft versuche ich jetzt noch, wie damahls, aus ihrem Klang ihre Anzahl zu errathen. Die Reinlichkeit und Stille der Strafsen weckte meine Ordnungsliebe, und machte, nebst dem Putze der Leute und ihrem ruhigern Betragen, dafs ich heute alles für glücklicher und besser hielt als gewöhnlich. Des Abends flöfste mir die ehrenveste Bürgerlichkeit, mit welcher man sich auf dem Spaziergang zeigte, Achtung für meine Vaterstadt ein. Kurz alles trug dazu bey, mir diesen Tag festlich zu machen. Selbst den Gesang der Handwerksbursche, wenn es dunkel ward, wufste ich mit den angenehmen Empfindungen des Tages in Einklang zu bringen.

† Glückliche Zeit der Kindheit, die das Kleine durch Innigkeit grofs zu machen weifs!

Verschwinden auch deine Eindrücke eine Zeit lang vor dem Blendlichte der Welt, so ruft sie doch, wer die Einfalt liebt und die Wahrheit sucht, bey Zeiten zurück, und auch das zitternde Alter, an dessen schwachem Sinne die Gegenwart nicht mehr haftet, labt sich noch an deinen freundlichen Erinnerungen!

Selbst das freyere Leben der Jugend tilgte nicht die Liebe zu der stillen Feyerlichkeit dieses Tages, und jetzt noch freue ich mich desselben, wo ich immer bin, und seine Ruhe von weltlichen und ökonomischen Geschäften wahrnehme, und in dem stillern, reinlichern und gesetztern Wesen der Leute wenigstens eine scheinbare Spur entdecke:

„Wie sich der Mensch noch seiner erinnere, dafs er verständig
„Sey, ein empfindender Geist, nicht ein gefräfsiger Bauch!"

Zu Hause würde ich jetzt an diesem schönen Morgen aus dem Thore gehen, und auf die Sabbathsstille der Natur horchen, die, wenn sie auch nicht ausser mir ist, doch bald in meinem Gemüthe sich bildet, wenn der Schall der Glocken von den benachbarten Dörfern über unser friedliches Thal sich ergiefst, und nichts sich regt, als der Vogel auf dem Zweige, und das zarte Laub der Bäume, mit dem ein Hauch des Frühlings spielt. Hier und da sehe ich in der Ferne einen einsamen Bauersmann an den Grenzen seines Ackers hinwandeln, er freut sich heute ausruhend der sichtbaren Früchte seines Schweifses, mit Wohlgefallen an seinem kleinen Eigenthum, und zeigt mir einen Genufs, dessen Reinigkeit der reichste Müssiggang nie wird erkaufen können.

Ach! auch in den wilden Kriegszeiten war mir dieser seltengewordene Sonntagsanblick der Natur noch manchmahl tröstlich. Die

Krieger werden endlich weichen, hoffte ich, und dann treten diese stillen waldbekränzten Hügel, diese wohlbekannten Fluren, die ich in schmerzvergessender Phantasie so gern durchirre, wieder in ihren alten Schmuck, und in ihr ewiges Recht, das sehnsuchtsvolle Gemüth, gleichwie sie der Thau erquickt, mit ihrem Frieden zu beseligen.

Unglücklich ist eine Stadt, die keinen Sonntag kennt! Auch hier ist mir, ich müsse den Leuten diefs Sonntagsgefühl anblicken; aber es will nicht gehen, der Lärm überstimmt meine Phantasie. Da der Gottesdienst einstweilen nur noch geduldet, und niemand an den Sonntag zur Feyer gebunden ist, hingegen der Dekadi noch wie ein scheidendes Gespenst dem erschrockenen Volk eine furchtbare Miene zeigt, so entstehet daraus ein unsauberer Dualismus, der dem Guten und Bösen huldigt, und ein wilder Unglaube, der

nach beydem nichts fragt, und diefs verur-
sacht zusammen eine unbestimmte Halbheit
dieses Tages, die ihn als Sonntag ungenieſs-
bar macht. Man hofft aber, dieser Dekadi,
über den schon Lieder erscheinen, und der
noch da liegt wie ein Stück Eis im Lenze,
werde bald gänzlich verschwinden. Unterdes-
sen sehe ich doch heute viele Gewölbe ge-
schlossen, und was diesen Leuten, meiner
Meinung nach, viel Verdienst um ihre Reli-
gion gibt, sogar im Palais Royal, wo doch
ein Gedräng ist wie an andern Tagen, und
ähnliche Läden offen stehen, die unterdessen
den Gewinn wegschnappen, und wo die Ein-
nahme eines Tages wegen der grofsen Miethe,
so sie bezahlen, gewifs sehr in Betrachtung
kommen muſs. Es ladet mich Einsamen nie-
mand ein, aber in einem solchen Hause möch-
te ich wohl zu Mittag essen, wo dem Mam-
mon gerade dann ein Opfer versagt wird,
wenn er die reichste Erhörung verspricht;

wohl würde ich mich noch manches edeln Zuges dort zu freuen haben.

Wie wenig Achtung aber noch im Allgemeinen die sichtbare Kirche geniefse *), sah ich heute auf dem Platze vor St. Germain l'Auxerrois, wo einige Schritte von *dem* Gottesdienste ein Taschenspieler mit einem Hanswurst seine Possen trieb. Dieser rief mit lau-

---

*) Nemlich im Jahr 1801. *Olim meminisse juvabit* — Jetzt steht es freylich besser damit, indessen kann es nicht schaden, wenn auch noch öffentliche Zeugnisse vorhanden sind, wie lange die Gottvergessene Directorialregierung die Religion in der abscheulichen Erniedrigung gelassen, wohin sie die Revolution gestürzt hatte. Diese elende Regierung, die auch das Glück auswärtiger Völker zu lenken vorgab, indem sie es zerstörte, wufste nicht einmahl, dafs das Volk so gut religiose Bedürfnisse hat als physische, und dafs,

ter Trompete, die bis in die Kirche erschall-
te, sein Publicum herbey, da hingegen zur christlichen Versammlung nicht einmahl mit einem Glöckchen geläutet werden durfte. Es ist wohl noch nicht wie es seyn sollte, wenn ein Gaukler mehr tolerirt wird, als die Kirche. Die berühmte hiesige Policey mufs ihre besondern Gründe haben, eine solche Unsittlichkeit zu dulden; unter ihrer Aufmerksam-

---

wenn eine Regierung schlecht handelt, welche dieselben bis ins Ungereimte sich verirren läfst, diejenige noch viel weniger ihre Pflicht thut, welche ihrer gar nicht achtet. Zugleich mag diese kurze Beschreibung mit zum Beweise dienen, wie schnell die jetzige Gewalt, durch Klugheit und Ansehen, den Geist des Volks von religioser Anarchie wieder bis an die Grenzen der Hierarchie habe führen können, und was es demnach mit dem Geiste des Volks für eine Bewandnifs habe.

keit kann die Sache unmöglich, vielleicht aber noch darüber hinaus seyn.

NB Ich bemerkte auch niemand, der sich darüber ungehalten bezeigte. Sie haben aber schon ganz andre Dinge erfahren, wenn es wahr ist, was man mir bey diesem Anlafs erzählte, dafs in der Schreckenszeit unweit der mordenden Guillotine ein Harlekin sein Gerüst aufgeschlagen hatte, und unterm Zuruf der Menge jeden blutigen Auftritt mit einer kleinen Köpfmaschine parodirte. Läfst sich wohl eine tiefere Versunkenheit denken, als wenn man den Geschmack an der Grausamkeit durch öffentliche Possenspiele reitzt! Vordem machte man doch nur Trauerspiele daraus.

NB Man sollte wirklich glauben, die Pariser hätten in den Zeiten, als sie die Vernunft über den Altar setzten, den Teufel angebethet, so gräfsliche Spuren von Wuth gegen

den alten Gottesdienst trifft man noch in allen Kirchen an. Noch sind die meisten Altäre zerschlagen, die Bildsäulen von ihren Gestellen heruntergerissen, die Verzierungen verstümmelt, und die Wände wie eine Mauer an der Landstrafse versudelt. Hin und wieder ist ein schwarzer Stein eingemauert mit der Inschrift: *Cette pierre vient d'un des cachots de la Bastille.* Eine neue Reliquie statt der alten! — Sie könnten doch wohl mit ihrem Tadel an dem Geschmacke andrer Nationen etwas sparsamer seyn, so lange sie selbst Steine der Bastille in den Kirchen zur Schau aufstellen. Jene Heiligengebeine und Wunderdinge waren doch noch Ueberbleibsel einst verdienter und verehrter Menschen, und das Volk glaubte, heilsame Kräfte aus ihrem Anblicke zu schöpfen, aber was soll es vor so einem unförmlichen Stücke von seinem alten Gefängnisse denken und empfinden? Die Franzosen erzählen von Harlekin, er habe

einen Stein von seinem Hause zum Muster für Liebhaber herumgetragen, handeln sie hier nicht ungefehr in gleichem Sinne?

NB Indessen fängt man wieder spärlich an auszubessern, aus Beyträgen, wozu man durch Affichen in den Kirchen eingeladen wird. Ich ging neulich in Saint Sulpice hinein, wo die Vernunftschwärmerey am ärgsten gewüthet zu haben scheint. Da sah man vorn in der Kirche Arbeitsleute, die Gerüste befestigten, Steine herunterwarfen, und hämmerten, dafs einem die Ohren gällten, in der Mitte waren die Maschinereyen der Gott und Menschen Langeweile machenden Theophilanthropen aufgepflanzt, und tief hinten im Chore standen bescheidene Priester, mit ärmlichem Mefsgeräthe umgeben, und betheten.

NB Unter einer solchen Duldung (hier ist das unschickliche Wort noch am besten an sei-

nem Platze) hebt nun die Römisch-catholische Religion ihr ehemahls so stolzes Haupt demüthig wieder aus dem Staub auf, und es ist gewifs eine interessante Erwartung, nachdem die Pforten der Hölle geschlossen sind, zu sehen, wie weit sie die ihrigen wieder öffne, und mit welchem Erfolge das so jämmerlich zersprengte Heer der Heiligen sich wieder unter seine alten Fahnen sammeln werde.

Da der Boulevard am Sonntage ganz dem gemeinen Manne überlassen ist, so wollte ich nun auch sehen, wie dieser seinen Ruhetag feyre, und ging defshalb von der Porte St. Martin langsam bis zum Eintrachtsplatz hinunter. Der breite Weg in der Mitte dieses aus sechs Reihen Bäumen bestehenden prächtigen Lustgangs war voll Wagen und Reuter, die sehen, und gesehen werden wollten, oder sonst bestimmt waren, heute die Hauptfiguren

in diesem beweglichen Gemählde auszumachen. In den Seitenalleen aber gingen die, so ich suchte, in unzählbarer Menge, die Handwerker und kleinen Krämer mit ihren Familien, und alles was man hier *la petite bourgeoisie* nennt. Ich folgte nun bald dem bald diesem Häuflein nach, und horchte auf ihre Rede, und betrachtete ihr Thun und Lassen. Gröfsten Theils fand ich sie vergnügt wie die Fische im Wasser, aber ehrbarer, aber noch gesprächiger, als ich erwartet hatte. Diese Gesprächigkeit ist unerschöpflich, und ergiefst sich mit fast kindischer Vergnügsamkeit und Beschränktheit über alles, was ihnen in diesem Gewimmel vor die Augen kömmt, und einen Moment unter der Windklappe ihrer Vorstellungen halten mag. Der Vater erklärt der gefällig horchenden Frau ihre Beobachtungen, und sucht bisweilen auch die Kinder zu belehren; allein der Junge ist zu zerstreut, und das Mädchen zu sehr mit seinem

Putze, und der zierlichen Haltung des Körpers, des Gewandes; der niedlichen Füfse, und mit allem dem, was es den Vorübergehenden absieht, beschäftigt, um lange auf die Lehren des Vaters zu horchen; ja viele dieser kleinen Mädchen sind schon so sehr in das Studium und die Representation ihrer Eleganz vertieft, *de tenero meditantur ungui*, dafs sie sich nicht einmahl Zeit nehmen, nach der Lockspeise der allenthalben aufgestellten Kramläden zu schauen, welches sonst ein unwiderstehlicher Zauber für die Augen der Kinder ist. Wenn oft zwey bekannte Familien sich treffen, so fliessen sie schnell in Eine Gesellschaft zusammen, wo man sich dann wechselseits die Ehehälften zu galanter Unterhaltung abtritt. Wer aber die Kleinstädterey kennt, und meint, dafs es in Paris nichts davon gebe, darf nur einer solchen Gruppe eine Strecke weit nachfolgen, oder sich auf einer Bank neben ihr niederlassen, um sich

eines andern zu belehren, und bald eben die Klatscherey, die Achtung für das Unwürdige, und die halbweg sich schon verstehende Convenienz im Selbstbetrug anzutreffen, wie zu Hause. Nur die unnachahmliche Zuversicht, womit sie hier alles thun, der kleine Bürger wie der grofse, unterscheidet diese Parisischen Kleingässer vor den auswärtigen Kleinstädtern; denn nicht nur sprechen sie von allem, als könnten gerade sie darüber die beste Auskunft geben, sondern sagen es auch noch so laut, als müfste alle Welt es hören. Neulich sah ich an einem öffentlichen Tage in dem Antikensaal zwey solche Männer vor den Laocoon treten, und sogleich über die Schlange, und das Land wo es dergleichen gebe, sich unter einander so redselig verständigen, dafs neben ihnen zwey Gelehrte, die sich ihre Gedanken über das Kunstwerk mittheilten, verstummen mufsten.

Diese laute Unfehlbarkeit, die sich der Pa-
fiser zutraut, und die Ascendenz, die er sich
über die Provinz und das Ausland so sicht-
bar gibt, wenn er sie auch nicht ausspricht,
ist es vornehmlich, was ihn auch vor andern
Hauptstädtebewohnern unterscheidet. Ihm fällt
kein Zweifel ein, dafs Paris nicht die Haupt-
stadt der Welt sey, und sich dessen zu rüh-
men, scheint ihm blofse Gerechtigkeit zu seyn;
so wie hingegen jene, wenn sie gleich eben-
falls ihre Manieren für die besten, ihre Her-
kunft für die reinste, ihre Statuten für die
weisesten, und ihre Neuigkeiten, obgleich
sonst niemand viel daraus macht, für die merk-
würdigsten halten, sich dessen meistens nur
unter sich selbst, oder gegen ihre Untern rüh-
men, in zweifelhaften Fällen aber lieber das
Decorum eines kalten Stillschweigens beob-
achten. — Wer bey dem Gemeinen feyer-
lich stehen bleibt, und das Bedeutende nach-
läfsig vorüber geht, und keine befsre Wei-

sung annehmen will noch kann, der ist ein Philister, er sey vornehm oder gering, aus der Hauptstadt oder vom Lande her.

Und so findet man bey etwas mehr oder weniger conventionellem Anstrich, den man Lebensart nennt, die Leute, das ist, die Menschen im Umgang, allenthalben zimlich einerley. Wer den Firnifs, dessen alle bedürfen, am besten aufträgt, heifst der feinere, aber ein gesundes Auge sieht bald, was der Firnifs decken soll, so wie eine gute Nase oft hinter Wohlgerüchen das Gegentheil riecht. Die feinste Lebensart besteht zuletzt darin, Geduld mit einander zu haben.

Ich kehre wieder auf den Boulevard zurück, wo ich neben dieser geschwätzigen Plattheit des Geistes viel leichte Geschmeidigkeit in den körperlichen Formen, und unbefangene Liebenswürdigkeit in den Mienen sah, beson-

ders fiel mir häufiger, als ich sie noch nirgends antraf, die heitere Freundlichkeit alter Personen auf. Zuweilen glaubte ich auch bey jungen Leuten die Bescheidenheit im Bunde mit der Schönheit zu erblicken, ja vielleicht ist diese Tugend weniger selten, als ich dachte, aber sie gibt sich nicht so schnell im Vorbeygehen zu erkennen. Nie mifste ich sie mehr, als da ein Frauenzimmer, das vor mir her ging, sich umsah, und zu ihrem Begleiter sagte: *Allons vite, je vois la figure de mon chien de mari!*

Vor diesem hatte ich geglaubt, man dürfe sich in Paris nicht sehen lassen, ohne nach der neuesten Mode gekleidet zu seyn, und jetzt stofsen mir hier auf dem Boulevard solche altväterische Trachten auf, die ich kaum mehr in einem alten Reichsstädtchen gesucht hätte. Ich sehe noch Männer mit Haarbeutelperrucken und Chapeaubashüten, langen Wes-

ten, Hosen die kaum an die Knie reichen, und kleinen Schnallen mit heraushängenden Riemen in den Schuhen; bey uns würden ihnen die Kinder nachlaufen, hier läfst man sie aber gehen, wie sie wollen, und ich merke nicht, dafs man sie auch nur mit einem Blicke zu kränken suche. Diefs ist jetzt doch etwas, das andrer gemeinschaftlichen Kleinigkeiten ungeachtet, einen höhern Grad von Bildung verräth, dafs nehmlich hier die Leute unter sich das unbescheidene Fixiren der Unvollkommenheiten nicht zu kennen scheinen, womit man anderswo sein Attentionsvermögen zu beweisen sucht, und dafs jeder ungehinderter im Sonnenschein auf den volkreichsten Plätzen sich zeigen, als dort am Regentage nur über die Gasse gehen kann. Was ihren Anzug betrifft, scheinen diese Bürgersleute nur einer Uebereinkunft zu folgen, dafs er nehmlich am Sonntage nicht werktäglich sey, über dessen Art und Gestalt aber eine

durchgängige Verträglichkeit angenommen zu haben.

Diese Verträglichkeit herrscht auch, wie mich dünkt, in den höhern Ständen, denn nirgends seh ich, auch da, wo sich die Vornehmsten zeigen, die modische Einförmigkeit des Putzes, die man an Prunktagen im Auslande sieht. Das hiesige schöne Geschlecht würdigt die Moden nicht blos nach ihrer Herkunft, wie da, wo man glaubt, was von Paris kömmt, müsse unverändert für alle passen, sondern auch nach dem, was sie vortheilhaftes für das Eigenthümliche der Gestalt haben, und weifs daraus mit Geschmack zu wählen. Bey Mannspersonen sind reine und feine Zeuge die Hauptsache, und selbst die wohlerzogene Jugend ist gar nicht gezwungen, sich sogleich in die Erfindungen zu fügen, womit die Zierlinge des Tages Epoche zu machen suchen. Alles dieses sollte man in der

Ferne auch bedenken, und die, welche den Tand der Franzosen so sclavisch nachahmen, und nach ihren Puppen und Modejournalen dürsten „wie nach der Auferstehung verdorrtes Gebein", sollten diese freye Sitte auch nicht aus der Acht lassen — Wenn nur Nachäffung mit Freyheit bestände! Aber auch in diesem Theile der Aesthetik übt der deutsche Schüler stracks in gläubiger Praxis, was der wagsame Meister kaum hypothetisch hingestellt hat.

Die Boulevards sind auf beyden Seiten mit niedlichen Häusern begränzt, von sehr mannigfaltiger, öfters nach dem reichsten Styl des Alterthums gebildeter Architectur, der aber in dieser starken Verjüngung, denn die Gebäude sind oft sehr klein, zuerst etwas sonderbar auffällt; doch versöhnt diese kleinere Wirklichkeit bald durch ihr geschmackvolles Ebenmafs unsern höhern Begriff, und wir

nennen mit Recht niedlich, was wir nicht mehr grofs finden können. So wie ehemals die Kupferstecher *pour la réception à l'Académie* stachen, und Meisterwerke lieferten, die sie mit Einem Mahle berühmt machten, so dienen solche Gebäude jungen Architecten zur Aufnahme in die Reihe der Künstler, von welchen die gute Gesellschaft spricht, und die Prachtliebe sich zinsbar macht. Daher mag auch die Verschiedenheit dieser architectonischen Probestücke kommen, weil jeder neue Baumeister es dem alten an Geschmack zuvorthun will. Wenn es wahr ist, dafs die hiesigen Baukünstler mit der Zierlichkeit auch innere Bequemlichkeit vorzüglich gut zu verbinden wissen, so sind diese antikisirten Wohn- und Lusthäuser, deren es nicht nur auf den Boulevards, sondern auch in den Hauptstrafsen eine Menge gibt, die charakteristische Zierde von Paris, mehr als die Palläste der Grofsen und die Kirchen, selbst

das vorn so geschmückte und hinten so kahle Pantheon nicht ausgenommen; denn sie haben eine bestimmte Bedeutung, indem der Geist der Nation in ihnen anschaulich ist, der die Eleganz im Kleinen liebt, und den Geschmack durch *l'art de se connaitre en petites choses* erklärt.

Vor vielen Häusern sind Schranken angebracht, hinter welchen die Bewohner sitzen, und das sonntägliche Heer zur Schau an ihnen vorüberziehen lassen.

Es fing schon an dunkel zu werden, als ich unvermerkt auf die Elisäischen Felder herausgekommen war. Hier sah ich viele Leute nach einem anstossenden Garten, über dessen Thüre *Le Hameau de Chantilly* geschrieben stand, wie zu einem Spectakel hingehen. Ich folgte ihnen nach, und mufste zwanzig Sous bezahlen, wofür ich einen Einlafszettel be-

kam, welcher mir für funfzehen Sous Erfrischungen unentgeltlich zu nehmen erlaubte. Ich meinte da auszuruhen, und meine heutige Wanderschaft zu überdenken, aber ich trat in eine Feenwelt hinein, wo ich Sonntag und Boulevard und alles vergessen mufste. Der ganze Garten mit seinen Alleen, Nebengängen, Lustgebüschen, Pavillons, und freyen Plätzen, bis zum Hauptgebäude war mit unzähligen Lampen erleuchtet, und Menschen jedes Geschlechts und Alters wandelten, sassen und lagen da herum, als lebten sie noch in der goldenen Zeit. Das grofse Haus glänzte von Lichtern wie ein Zauberschlofs, und auf seiner Terrasse ertönte eine prächtige Harmonie. Von da aus verbreitete sich die fröhliche Menge durch den labyrinthischen Bezirk des Gartens; hier safsen Weiber und Männer, vergnügt wie die seligen Götter, an Tischen herum, und leichte Ganymeden eilten sie zu bedienen; dort übten sich kraftvolle

Jünglinge in künstlichen Sprüngen, oder schaukelten ihre Mädchen; muthwillig ruderten andre in kleinen Kähnen auf Teichen herum; weiter sah ich amazonische Jungfraun Carroussel reiten, und in schnellstem Fluge (Galopp kann man von hölzernen Pferden nicht sagen) mit geübter Hand Ringe herunter stechen; sodann verlor ich mich in ein matt erleuchtetes Gebüsche, wohin aber schon zwey Liebende ihre Zuflucht genommen, um in stiller Abgeschiedenheit die Welt, und vielleicht sich selber, zu vergessen; nun begegnete ich einem einsamen Denker, dem ich, aus Furcht er möchte an meinen Geldbeutel denken, bescheiden auswich; plötzlich war wieder alles helle, Pfeifen und Hörner ertönten, und in langen Reihen herunter tanzten die Kinder der Freude. — Welch ein hochzeitliches Leben, das dieser Tempel der Fröhlichkeit einschliefst! Und das alles hat man um zwanzig Sous; kann man sich wohlfeiler in Hellas jugendliche Zei-

ten, oder in das Schlaraffenland versetzen! Nur mufs man nicht, wie ich einfältigerweise that, bis auf die Letzte bleiben, sonst erstirbt alle Illusion über dem blofsen Anblick des Caput mortuum, das diese sublimirten Freuden zurücklassen.

Es ist mir in dem Museum, mitten unter den gröfsten Kunstwerken der Jahrhunderte, manchmahl zu Muthe, wie auf den Gipfeln der Berge meines Vaterlandes, wo unter dem reinen Himmel, und hoch über der sorgenvollen Erde, alle weltliche Furcht und Begierde verschwanden, und Frieden, Freyheit und ursprüngliche Einfalt in die Seele zurückkehrten. Was dort die Majestät der Natur bewirkte, das thut hier die heilige Kraft der Kunst. Wenn ich von der Bank am Eingange über den unabsehbaren Saal hinschaue, und mein Auge nach immer neuen Gegenständen

der Verehrung hingezogen wird, und die geliebten Meister aus ihren ewig rühmlichen Werken zu mir sprechen, so vertiefe ich mich in der Ansicht von der unerschöpflichen Fülle des menschlichen Geistes mit eben der Andacht, wie auf den Bergen im Gefühle des Unermefslichen; ich vergesse Paris, das Vaterland und mein eignes Schicksal, und bin glücklich in vollkommener Genügsamkeit; mein Daseyn wird mir zu einem lieblichen Traume, wo die unbefangene Seele die Fesseln des gewohnten Lebens abstreift, und sich geheimnifsvoll in seligere Höhen emporschwingt.

Es hält aber schwer, die wahre Empfindung einer solchen Lage späterhin auszusprechen, weil die Einbildungskraft sich gar zu gerne in die Beschreibung mischt, und in prosopopöische Anrufungen ausartet, deren Feuer nicht von dem Lichte der Wahrheit brennt, und

daher meistens auch den Leser kalt läfst.

Zwar ist es eben auch nicht rathsam, von irgend einer höhern Lust des Lebens laut zu reden, denn die Zeit ist noch nicht ganz vorüber, wo das für Schwärmerey galt, und in einem Buche so wenig erlaubt war, als im Umgange; die harte Zeit, wo man alle Empfindung unter den Gehorsam des Verstands gefangen nehmen mufste, um vor den gesetzlichen Kunstgerichten Gnade zu finden, die kein Evangelium der bessern Sinnlichkeit erkannten.

Das Gefühl seiner eignen Wenigkeit kann man freylich in diesem Bildersaal, unter so viel Ruhm und Gröfse, schwerlich von sich abhalten. Allein die stille Gröfse der Todten, ohne Anspruch und Ziererey, ist weniger drückender Art, als die der Zeitgenossen mit ihrem lebendigen Geräusche, wobey man jene Begleitungen nur zu oft findt oder zu finden

glaubt; sie ist entschieden, und steht uns auch nicht mehr im Wege, sondern leitet uns vielmehr auf eine weise Schätzung dessen, was uns in der wirklichen Welt umgibt; die Demuth, so sie bewirkt, ist ohne Neid und heilsam, denn ihre Folge ist die Zuversicht der Geduld, welche uns ehrwürdiger macht, als das Selbstgefühl, so uns bisweilen, wie den Pharisäer im Tempel, vor den Zöllnern und Sündern, die uns aufstofsen, anwandelt. Und wie ich mir ein fremdes Gastmahl besser schmecken lasse, als das so ich *selbst* geben, und dabey die efslustraubenden Honneurs machen mufs, so liegt auch für mich ein ungetrübteres Vergnügen in der Freyheit, hier in der grofsen Gallerie des berühmten Louvres, unter dieser Beute der Nationen, dem was ehemahls Könige königlich verwahrten, oder zu besitzen vergeblich wünschten, ungestört und unbekümmert herumwandeln zu können, zwar als unbemerkter Homuncio,

aber

aber doch mit dem befriedigenden Bewufst-seyn, die Geschichte und den Werth dieser Umgebungen zu kennen und zu schätzen — als wenn ich diese unermefslichen Schätze selbst erobert hätte, oder sie sonst als mühsames Eigenthum besäfse.

Gleichsam wider meinen Willen geht ein grofser Theil meiner Aufmerksamkeit auf den technischen Charakter der grofsen Meister, in so weit ihn Manier der Zeichnung, der mechanische Pinsel, und was zur Art und Weise der Ausführung gehört, bestimmen. Ich gebe gern zu, dafs das Haupterfordernifs bey jedem Kunstwerk auf die Richtigkeit der Idee, den Schwung der Phantasie, kurz auf die Summe von Geisteskraft, so sich darin zeigt, gründe, und man also darauf vorzüglich sehen müsse; ich weifs auch, dafs man darüber schon ohne nähere Kunstkenntnifs ein

langes und breites sprechen, und dem Künstler, so diesem Erfordernifs entspricht, noch eine Menge Motive andichten kann, an die er nicht einmahl gedachte. Aber wie keiner Mahler wird, der seine Kunst nicht auch handwerkmäfsig gelernt hat, so sehe ich jetzt nur zu deutlich, dafs zur wahren Schätzung eines Gemähldes nicht nur eine gelehrte Erkenntnifs seiner geistigen Eigenschaften, wie man sie schon aus Büchern und Kupferstichen abstrahiren kann, sondern auch der Sinn für das Medium gehöre, wodurch sich solche Eigenschaften uns vorbilden. Man sollte freylich denken, wer Verstand hat werde auch den Verstand der Composition fassen, dem Empfindsamen werde auch die Empfindung nicht entgehen, und die Phantasie des Künstlers werde auch die des Zuschauers in Bewegung setzen; aber mit dem gröfsten Verstande, dem feinsten Gefühle, und der regsamsten Imagination ist man noch kein Kenner, oder

selbstständiger Richter über den vollen Werth eines Kunstwerks. Ich habe Männer gekannt, (um ihrer Berühmtheit willen darf ich ihre Nahmen nicht nennen) die diefs alles hatten, und sogar über die Kunst schrieben, aber über unbekannte Gemählde gar nicht oder ganz schief urtheilten, bevor sie den Meister kannten, oder etwas von der Meinung Kunsterfahrner darüber aufgespürt hatten; es mangelte ihnen der Kunstsinn. Wie niemand richtig über Musik urtheilt, dem Natur und Studium nicht das Ohr gebildet, so ist es auch mit den Urtheilen des Auges in der Mahlerey, kein anderweitiger Scharfsinn und keine Gelehrsamkeit ersetzt den sichern Blick für das Ebenmafs der Formen, und die Wahl und Harmonie der Farben, der eine Gabe der Natur ist, und allein durch das Studium der technischen Regeln ausgebildet werden kann. Ja wenn ich lange genug vor den Meisterstücken der alten Italiäner gestanden, und

mich bemüht habe, nicht nur den Sinn des Gemähldes, sondern auch den des Meisters zu erkennen, so kömmt es mir zuletzt vor, dafs, um sie recht zu begreifen, sogar etwas von der Erfahrung der Mahlereyhändler, welche die Meister an ihrer Manier wie wir unsre Freunde an der Handschrift kennen, erforderlich wäre; wozu wir aber auch unmöglich a priori gelangen können.

Ich weifs wohl, dafs ich hiermit manchem unerträgliche Dinge sage, weil heut zu Tage fast jeder schöne Geist auch glaubt, ein Kenner zu seyn, wenn er nur die Geschichte der vornehmsten Mahler, oder einige pikante Lebensumstände von ihnen weifs, und auf jeden geistreichen Ausdruck, der in den Propyläen steht, ein phantastisches Lehrgebäude zu errichten vermag. Ich hörte es auch unlängst noch selbst nicht gerne, allein da ich es jetzt als Wahrheit anerkenne, so mufs ich es auch

bekennen. Es ist ein Unterschied, über ein Gemählde zu phantasiren, oder seinen wahren Gehalt zu bestimmen; es ist auch ein Unterschied, nach historischen Vorkenntnifsen zu schliefsen, oder aus eigner Kraft zu urtheilen. Man stelle nur einen unbefangenen Künstler und einen gelehrten Liebhaber vor ein Gemählde, und höre, aus welchem Munde ein klareres Urtheil fliefse; oder man gebe Acht, auf welches Urtheil der Verfasser selbst, wenn er gegenwärtig ist, mehr Gewicht lege, und man wird sehen, dafs ihm, wenn er es auch schon zu verhehlen sucht, ein einsilbiges kaltes Wort des Künstlers mehr Nachdenken verursacht, als aller Lessingische Scharfsinn des Philosophen, oder der beredte Erguſs des bewundernden Gelehrten. — Wer ohne praktische Kenntnifs, oder ohne zu Mahlern seine Zuflucht zu nehmen, findet auch nur die Ausdrücke, womit er sein Wohlgefallen an einem Rembrand deutlich machen könnte?

Mich in diesen nothwendigen Principien des echten Kunstgeschmacks zu üben, hat nun einen besondern Reitz für mich, und defswegen halte ich mich gern an Kunstverwandte, so hier arbeiten; die grofsen Worte der räsonnirenden Empfindung sind dann bald gelernt. Nur bemerke ich mit Verdrufs, dafs, wie Kenner und Liebhaber öfters affectiren, mehr von dem mechanischen der Kunst zu sprechen als sie wissen, so viele Künstler mit denen, welche nicht von der Kunst sind, gerade von dem zu reden vermeiden, was sie üben und am besten verstehen, und ihren Verstand lieber in aufgefangenen Geschmacksurtheilen zeigen wollen.

Man trifft weniger arbeitende Künstler in dem Museum an, als die berühmte Sammlung erwarten läfst. Einen alten Mann sehe ich immer zuerst und zuletzt, der unermüd-

lich copirt, und vermuthlich seine schwache Arbeit für geringe Kunsthändler ums Brot macht. Niemand fällt es indessen ein, ihn zu tadeln; ist seine Arbeit nicht lobenswerth, so verdient der Bewegungsgrund derselben Schonung, sagen die Franzosen, und zeigen darin einen edeln Sinn. Desto lauter spotten sie aber über ein paar Deutsche, die unlängst hierher gekommen, und mit einer Wuth, wie der Wolf das Lamm zerreifst, über alles herfallen, was einen Nahmen hat, und Rubens und Rembrand zu Dutzenden wegpinseln, mit einer Practic, die ganz Paris in Erstaunen setzen sollte.

Es sind auch mehrere junge Frauenzimmer da, die mahlen, ich kann aber bey keiner dazu kommen, zu sehen was sie mache; denn durch das seltsame Ungefähr, welches beym Schönen Geschlechte so oft andre Gründe vertritt, arbeiten sie jetzt alle in der Höhe, wo

sie auf eigens dazu eingerichteten Gerüsten sitzen. Sieht man indessen ihre Arbeit nicht, so gewährt doch einiger Maafsen die mahlerische Lage, die sie sich auf dieser leichten Bühne zu geben wissen, einen schadloshaltenden Anblick. Es geschieht dann freylich manchmahl, auch von Ungefähr, dafs sie in der Zerstreuung des Nachdenkens etwa ein niedliches Füfschen über das Bodenbret hinaus strecken, wodurch manches Auge irre geleitet wird, das nur gemahlte Formen zu betrachten hierher kam; allein keine Schnecke zieht ihre Hörner schneller ein, als sie das Füfschen, so bald sie sich ihrer Zerstreuung bewufst werden. Gewöhnlich steht bey jedem dieser Palladischen Mädchen ein Bekannter, der sich mit nachläfsigem Liebreiz auf den Stufen des Gerüstchens ausbreitet, und ihr in leichter Unterhaltung die Zeit verkürzt, wozu wohl auch die Vorbeygehenden, wie ich selbst erfuhr, den Stoff geben müssen; denn als ich

in ihrer Nähe mich aufhielt, merkte ich, dafs von mir die Rede war, und als ich in Gedanken die Augen, wie Eumolpus beym Petron, *ad arcessendos sensus* in die Ferne heftete, hörte ich sagen: *maintenant il cherche, si on le regarde;* welches meine Erfahrung bestätigte, dafs einen die Leute am liebsten dessen beschuldigen, wozu sie selbst am meisten geneigt sind.

Einer ist hier, der Niederländer copirt, um wieder Originale daraus zu machen; ein geschickter Mann. Er hat gerade jetzt einen Tenier in der Arbeit, den er mit unglaublichem Fleifs und äusserster Wahrheit Strich für Strich nachbildet, und der vermuthlich in ein paar Jahren in einer auswärtigen Bildersammlung einen bedeutenden Platz einnehmen wird. Ich hätte nicht geglaubt, dafs man die Nachahmung so weit treiben könnte, und will mir jetzt lieber das Daseyn so vieler gleicher

und ähnlicher Gemählde, die sich um die Ehre der Originalität streiten, auf diese Weise erklären, als annehmen, dafs sich grofse Meister selbst mit so pedantischer Genauigkeit copiren könnten, wenn sie auch noch so grofse Liebe zu ihrem Werke hätten — kömmt es doch schon unser einem sauer genug an, seine eignen Erzeugnisse abzuschreiben!

In Landschaften wird meistens nach Berghem und Vernet studiert, selten nach Dujardin und Potter, mehr noch nach Ruysdael, nicht nach Schwanevelt, Both, Poussin, nicht nach Claude; warum nach dem Schönsten nicht? — Weil das Schönste jederzeit mehr Bewunderer als Nachahmer gefunden hat, und der Mensch in seinen materiellen Neigungen nicht gern über den Comparativ hinaus geht. Zudem mögen Berghem und Vernet, von denen jener sich durch einen geistreichen, und

dieser durch einen zierlichen Styl auszeichnet, am meisten mit der französischen Gemüthsart harmoniren, und dieser homogene Zug des Charakters, der in der Welt so oft die stattlichsten Gründe aufwiegt, scheint auch hier die Vorliebe, welche sie zwar nicht mit Worten bekennen, aber durch die That offenbaren, zu bestimmen. Claude le Lorrain gehört zu den seltenen Menschen, die ihr Glück nur in der Stille finden, und deren Kraft in der Einfalt ist; sie wissen im Leben und in der Kunst wenig von Regeln zu schwatzen, aber ihre schöpferische Geisteskraft erwacht im Handeln, und sie stellen Werke dar, die selbst zur Regel werden. Seine Gelehrigkeit war langsam, und ihm ward nichts von den oberflächlichen Vorzügen zu Theil, welche die grofse Welt protegirt; aber seine Seele war ein klarer Spiegel, in dem sich die stille Herrlichkeit der Natur offenbarte, er schaute sie mit der Kraft des reinsten Dich-

vergefühls, und ruhte nicht in Ernst und Fleifs, bis ihm zuletzt auch die Hand gehorsam war, und er seine seligen Anschauungen in eben der erhabenen Wahrheit sinnlich darzustellen vermochte, wie er sie fühlte.

Aber man wagt es nicht, sich nachahmend an dieser natürlichen Harmonie, diesem Sommerduft, dieser friedlichen Vereinigung von Himmel und Erde zu versuchen. Doch hat Vernet, obgleich Stürme seine Lust waren, diesem Mahler paradiesischer Ruhe viel zu danken. Vernet scheint eine grofse Leichtigkeit befefsen, und die Manieren aller Meister sich bekannt gemacht, vorzüglich aber von Claude vieles angenommen zu haben, welches die Seehäfen, die Aussichten von Rom und die Tageszeiten, welche hier vortrefflich von ihm gemahlt sind, deutlich beweisen; jedoch ist alles viel neumodiger, brillanter, episodischer als bey jenem. Dort ist die heilige

Einfalt der wahren Poësie, die nur Eins aber das Gröfste ausspricht. Hier ist die Gabe mannigfaltiger Unterhaltung, auffallende Kunst, gesuchter Effect und zierliche Anordnung; darum, ob es gleich jener hohen Schönheit nicht am lautesten Lobe fehlt, hält man sich heimlich doch lieber an den pikantern Reitz des Letztern. Zudem hat Vernet in der Durchsichtigkeit und Lebendigkeit des Wassers, und in den Sturmwolken, niemand seines gleichen als Backhuysen, der ihn noch in der Natürlichkeit übertrifft, aber Vernet hat mehr Geschmack in der Composition.

Ich habe neben ihm noch den Berghem als ein Lieblingsmuster der jungen Leute genannt, weil man bey demselben mehr als irgendwo vereinigt findt, was junge Künstler zu ihren Studien nöthig zu haben glauben, eine glückliche Fertigkeit des Pinsels, richtige Zeichnung, gewagtes Spiel mit Schatten und Licht,

künstliche Widerscheine, die Geschicklichkeit alte Ideen immer wieder neu zu ordnen, und was dergleichen Verdienstlichkeiten mehr sind, die Verstand und Witz in der Kunstmanier verrathen, und die man zusammengenommen mit Recht Geist, und mit Unrecht Genie zu nennen pflegt. Wie aus Claudes stiller Seele seine grofsen Schöpfungen als ein reines Ganze flofsen, dem, ohne seine genialische Harmonie zu stören, nichts gegeben und nichts genommen werden kann, so gestatten hingegen Berghems Gemählde, weil sie selbst mehr zusammengesetzt als aus Einer Idee geschaffen sind, den Vortheil, dafs auch einzelne daraus genommene Partien schon ein artiges Ding an sich ausmachen; hierzu kommen noch die Künste des Details, die bey diesem Meister so mannigfaltig und besonders auffallend sind, dafs davon auch in der schülerhaften Nachbildung noch etwas charakteristisches bleibt. Da nun jeder Schüler seinen

Studien gern die möglichste Ostensibilität gibt, womit gewöhnlich auch dem Meister gedient ist, und Berghem hierzu den kürzesten Weg weist, so ist es begreiflich, dafs er auch am öftersten zum Vorbild und Lehrer für junge Landschaftmahler gewählt wird.

Nicht dafs man darum Berghem und Vernet ausschliefslich oder am lautesten preise, weil sie am meisten copirt werden; andre Nahmen geniessen auch einer gerechten Verehrung. So werden, wie man mir sagt, Potter und Dujardin bey Versteigerungen noch mehr gesucht; aber Potters unmanierirte Natürlichkeit und Dujardins sanfte Transparenz, und ihre einfachen Compositionen, sind schwerer nachzuahmen, und fallen auch in der Nachbildung weniger vortheilhaft in die Augen, als jene, wie man glaubt, geistreicheren Stücke. Die vornehme Liebhaberey aber, so sich bey Versteigerungen zeigt, ist aus zu verschiede-

men und zu individuellen Concupiscenzen zusammengesetzt, als dafs sich daraus der allgemeine Geschmack bestimmen lasse; sie kauft meistens berühmte Nahmen, Gegenstücke, Empfehlungen, Ergänzungen ihrer Sammlung, selten etwas das ihr unmittelbar gefällt.

Wenn die Stimme des Volkes in Kunstsachen etwas gilt, und Gültigkeit kann man ihr nirgends absprechen, wo sie nicht vorgefafste Meinung und fremde Einwirkung, sondern unverstellter Ausdruck der natürlichen Empfindung ist, so haben die kleinen Niederländer allerdings einen hohen Werth; denn ich sehe immer die grofse Menge der Beschauer sich am längsten vor denselben aufhalten, und wenn sie auch den ganzen Saal durchgegangen haben, doch noch ein Mahl zu ihnen zurückkehren, als wenn sie vorzüglich ihren Eindruck mit sich nehmen wollten. Diesen

Vor-

Vorzug, dem grofsen Haufen zu gefallen, wird die Niederländische Schule auch behalten, so lange es einen grofsen Haufen gibt, der von der Mahlerey zuerst und zuletzt Wirkung aufs Auge fordert, und an dem Sinnenschein seine Freude hat, und nicht so vornehm denken kann, wie Ludwig XIV, der die drolligen Bauern Teniers nicht vor sich sehen mochte, vermuthlich weil sie seiner königlichen Gegenwart nichts nachzufragen schienen; oder so lange dieser grofse Haufe nichts von dem Geschmack weifs, der von dem Unsichtbaren zu sprechen anfängt, ehe er noch das Sichtbare erkennt hat; so lange er auch nicht in allen Künsten nur eine idealische Poësie sucht, wie jetzt von sonst verdienstvollen Männern mit eben der Einseitigkeit geschieht, womit man vor dreyfsig Jahren noch die Tugend zum Hauptzweck des Schönen machen zu müssen glaubte. Douw, Netscher, Terburg, Le Duc und alle die Meister, welche anständige

Handlungen aus der bürgerlichen Gesellschaft mit dem einzigen Fleifs, Colorit, reitzendem Lichte und der Ründung der Niederländer darstellen, sind es, die auch dem hiesigen Volke gefallen; aber anständig müssen sie seyn, denn Ostades Tobakgesellschaften und Brouwers allzuabscheuliche Ungeheuer finden keinen Beyfall.

Und wodurch gefallen sie anders, als dafs sie für den uncultivirten Sinn am meisten Wahrheit haben, so wohl in der Bedeutung als in der Ausführung. Der gemeine Mann findet mehr Individualität in den Figuren, in ihren Handlungen mehr Analogie mit den seinigen, und auch in den Nebenwerken mehr Vertraulichkeit; und diefs alles mit dem reinlichsten Fleifs, der gewähltesten Beleuchtung, und der schönsten Harmonie der Farben ausgeführt. Was er sieht, fafst er sogleich ohne Belehrung und mühsames Nachdenken, und

ohne sich in die Empfindung hineinstudieren zu müssen; da hingegen so viele der grofsen historischen Stücke, die da herumhängen, für die meisten Beschauer erst noch eines Commentars über ihre geistigen und materiellen Schönheiten bedürfen. Zudem fragt es sich noch, ob es wahr sey, dafs diese Niederländer so ganz nur die erste beste Natur, wie sie ihnen vor die Augen kam, auffafsten, und ohne alles poëtische Verdienst seyn? Dasselbe kündigt sich zwar nicht mit dem Trompetenton grandioser Manier an, aber auch die bescheidene Flöte weifs die geheimen Accorde der Seele zu treffen, oft thut es ja der Dudelsack. Gerard Douws wassersüchtige Frau ist gewifs nicht ohne grofse Dichtungskraft geschaffen; seine Familie, wo die Mutter in der Bibel liest, und der Vater zuhorcht, hat er doch mit Empfindung so zusammengesetzt; Mieris kleiner Seifenblaser ist nicht nur das Werk des zierlichen Künstlers, sondern auch

einer gebildeten Phantasie; und so sehe ich noch eine Menge Gemählde ähnlicher Art, die dichterische Anschauungen der Welt und des Menschen fein und kräftig, wenn schon ohne griechische Formen, aussprechen, vom eleganten Conversationsstücke an bis zu dem Kerl der Tobak raucht in Teniers Verläugnung Petri, dessen Wahrheit im pathognomischen Ausdruck so trefflich ist, dafs sie die Geschmacklosigkeit der Erfindung vergessen macht. Auch ernste Gegenstände haben sie edel zu behandeln gewufst; hat je ein Dichter oder Mahler ein wahreres Bild von der abgeschiedensten Einsamkeit vor menschliche Augen gestellt, als es Rembrand mit wenigen Farben und wunderbarer Lufttransparenz, in den zwey kleinen Stücken gethan hat, so man die meditirenden Philosophen nennt? man glaubt sich jenseit des Grabes, wo die Stille der Ewigkeit herrscht, oder in die Märchenwelt zu einem unterirdischen, schon seit Jahr-

hunderten dem Weltgeräusche entflohenen Weisen versetzt, wenn man diese Gemählde eine Zeit lang betrachtet hat.

Innigkeit des Gefühls ist die Seele der Poësie, und wenn in dem idealischsten Prachtgebäude der Einbildungskraft dieser Herr nicht zu Hause ist — er ist aber nicht selten über Feld — wer wird ihn nicht lieber da aufsuchen, wo er sich niedergelassen hat, sollte es auch nur ein kleines vertrauliches Landhäuschen seyn! Wer wird nicht einen Bauerntanz von Tenier dem ganzen Parnassus von Guibal gemahlt vorziehen! Wenn Asmus seinen Geburtstag mit Reifsbrey und einer kleinen Kanone feyert, und das Fest mit der Wandoper Ahasuerus und Mardochai beschliefst, so ist vielleicht mehr wahre Poësie darin, als in manchem fürstlichen Hoffeste eines Landesvaters bey ähnlichen Gelegenheiten, wenn auch alle neun Musen in eigner

Person dabey auftreten. Das ländliche Stück Philemon und Baucis ist das beste im ganzen Ovid; und wie sehr würde das Reich des Shakespears zusammenschmelzen, wenn man den unclassischen Pöbel daraus verbannte!

Sollte aber auch manchmahl der Geist der Poësie nicht in die Formen dieser kleinen Meister passen, so verstehen sie sich darauf, ihn desto vortheilhafter in der Beleuchtung zu zeigen, wodurch sie öfters auch leblosen Gegenständen einen Reitz zu geben wissen, der die Seele des Zuschauers in idealische Höhen erhebt. Rembrand ist hier nicht der einzige. Fast alle Stücke von Breughel, besonders unter seinen vier Elementen die Erde, haben diefs magische Licht. Von Dujardin ist ein Crucifix mit vielen Figuren hier, das in Ansehung des dichterischen Geschmacks in der Transparenz und dem Lichteffecte, seines gleichen nicht hat. Van der Heyden und

Van de Velde, wie konnten sie langweilige Gassen, und öde Gegenden, durch ihre Lufttöne zu Lieblingsplätzen der Phantasie umschaffen! Welch ein heiliges Licht zittert durch die erhabenen Gewölbe der Kirchen Neefs! In dem Sonnenstrahle, der sich über ein Grabmahl hingiefst, in einer Kirche von Emanuel de Witte, ist (sicherer noch wie in jenem Krebse von de Heem) mehr poëtische Geisteskraft, als in mancher dramatischen Composition, die ich nicht nennen mag. So sollte es mir nicht schwer seyn, noch mehrere anzuführen, die dieses Verdienst magischer Beleuchtung, das gewifs nicht blos ein mechanisches ist, in einem hohen Grade besitzen. Es ist mit der Poësie wie mit dem Glücke; beyder Geist ruht nicht immer auf Reichthum, Pracht und Form, sondern weht wo er will, und läfst sich, wie die Gnade Gottes, oft unerwartet und überschwänklich auf die Demuth und Niedrigkeit herab.

Diefs mag der Grund seyn, warum das Volk, welches die Kunstwerke lieber mit den Augen als mit der Vernunft beleuchtet, einen besondern Zug zu den Niederländern hat; ich möchte, weil sie mir auch gefallen, diesen Zug rechtfertigen; um so viel mehr, da man wieder einmahl anfängt, welches hauptsächlich von den hiesigen Geschmackstongebern geschieht, diese Schule gar zu gering zu schätzen, und nichts für gut und schön anerkennen will, was nicht in dem sogenannten höhern und reinern Styl zum Vorschein kömmt, als wenn sich bald die ganze Welt und ihre Bilder nur in antiken Formen bewegen müfsten. Ich wünsche indessen nichts mehr, als dafs jedem Gerechtigkeit widerfahre, und werde mich wohl selbst vor dem Fehler hüthen müssen, ein Verdienst auf Kosten des andern zu loben. Auch kann ich nicht sagen, dafs diese Gemählde meine eigene Aufmerksamkeit ausschliefslich vor der französischen Schule, mit welcher sie hier

vereinigt sind, und andern gröfsern Werken, gefesselt haben. 'Mir sind aus der Künstlergeschichte besonders Poussin, Le Brun, Rubens und andre, deren grofse Werke die Hauptgemählde dieses Saals ausmachen, merkwürdig, und meine, mehr als nur mahlerische, Neugier ist stärker noch auf diese gerichtet.

Vorzüglich hat *Poussin* eine eigne Wirkung auf mich. Zuerst kamen mir seine stillen Gemählde, neben der Unruhe im Colorit und in der Composition so vieler andrer ihn umgebenden Franzosen, und neben der Vortrefflichkeit des niederländischen Pinsels, sehr unbedeutend und leblos vor, und jetzt sind sie mir so lieb, dafs ich nie den Saal verlasse, ohne mich noch bey ihnen zu verweilen. Wenn man lange genug in den Höhen und Tiefen der Einbildungskraft herumgeirrt, oder in dem Nebel leerer Anmassung sich geängstigt hat,

so ist einem der feste Boden des Verstandes, und die richtige Bahn ernster Genügsamkeit auch wieder willkommen. Ich wufste, dafs der edle Mann diese Bahn im Leben betreten hatte, und freue mich, sie nun auch in seiner Kunst zu entdecken. Man sieht, dafs er sich zum Gesetz gemacht hatte, alles was er für bloſse Blüthen der Imagination hielt, von seinen Schöpfungen abzusondern, und sich nur an das Essentielle in der historischen Bedeutung zu halten. Er vernachlässigte daher allzustrenge die Reitze der Farben, und alle moderne Grazie, um nur, wie er meinte, für den Verstand zu mahlen. Der denkende Mann hatte sich, von der Gröfse der Alten auf immer hingerissen, aus ihren wenigen Resten gewiſse Principien über die Wahl in der Erfindung, und über die edle Richtigkeit, mehr als über die naive Wahrheit, im Ausdruck zu eigen gemacht, welche er den *Modus* nannte, den er als den Zaum seiner Einbildungs-

kraft ansah, und ihm allenthalben, auch wenn er *une certaine médiocrité* geböthe, folgen zu müssen glaubte; wodurch er zwar der Besonnenste aller Mahler wurde, aber auch die *Furia di Diavolo*, die Marino noch in dem Jünglinge fand, nur zu sehr bezwang. Eben so hatte er sich auch im Leben diese Schranken der Enthaltsamkeit gesetzt, und selbst in den Tagen seines Ruhmes, als Geld und Ehre ihm zuströmte, sich davon so wenig irre machen lassen, dafs er nichts an der philosophischen Lebensart änderte, die er zu der Zeit, als er noch gering geschätzt wurde, ergriffen hatte.

Aber eben diese Uebereinstimmung seines menschlichen und künstlerischen Charakters, hat meiner Meinung nach nicht wenig zu dem grofsen und bleibenden Ruhme beygetragen, der ihm zu Theil geworden, ob er gleich nie keinen Schüler gemacht haben soll, und auch jetzt noch so wenig Nachahmer findt. Kaum

hätte seine correcte Zeichnung, sein reiner Styl und klassisches Studium, allein diefs bewirken können, denn man kann sich doch nicht verhehlen, dafs nicht Magerkeit des Colorits, und zu prosaischer Ausdruck der Handlung ein alle diese Vorzüge begleitender Mangel sey. Aber sein Styl war wie sein Leben, man liest seinen Charakter aus seinen Werken; er mag die unter den Philistern wüthende Pest, oder das idyllische Brunnengespräch zwischen Rebecca und Elieser mahlen, allenthalben ahndet und findt man seinen hohen Geist, seine Liebe zur Einfalt, seinen Sinn für Ordnung, seine Geringschätzung des Ueberflüfsigen, seine Unabhängigkeit vom Geschmacke der grofsen Welt, seine ruhige Ueberlegung. Er ist ein Türennischer Charakter, der nicht durch einzelne schöne Partien glänzt, aber sich durch die Continuität edler Grundsätze, die er in alle seine Werke bringt, eine rechtmäfsige Ueberlegenheit über seine

Zeitgenossen, die es ihm, wie Le Brun und Noel Coypel, sonst in manchem zuvor thaten, erworben hat. *Nil sine consilio* war seine Maxime. Diese zusammensetzende Ueberlegsamkeit gefällt, weil sie leicht zu entwickeln ist; ob man gleich in seinen historischen Compositionen nicht immer den glücklich ergriffenen Hauptmoment antrifft, worin die Handlung durch sich selbst erklärt wird, so ist doch, wenn man ihre Geschichte weifs, kein Zug mehr ohne Bedeutung, und alles Einzelne hat geschmackvollen und richtigen Ausdruck.

Der Tempel des Ruhms hat nicht nur Eine Thüre, und wenn schon die schönste dem Genie offen steht, so findt doch auch das Talent, welches mit einem edeln Willen verbunden ist, und ein fest gehaltener Zweck in einem wohlgeordneten Leben, oftmahls einen ehrenvollen Eingang. Man hat Respect für

das, was den meisten mangelt. Wenn auch Poussin, wie ich glaube, durch diese Pforte zu der irdischen Ewigkeit eingegangen ist, so war er nicht der erste noch der letzte. In allen Ständen des menschlichen Lebens lehrt uns die Geschichte dergleichen verehrliche Personen kennen, von William Penn an bis zum — Professor Pütter, dessen Selbstbiographie ich so eben lese, herunter. Um aber nur aus der Kunstgeschichte ein Beyspiel anzuführen, so mag auch Albrecht Dürer in diese Classe gezählt werden; der ausgebreitete Ruf, den dieser eigentlich durch seine Verbesserungen in der Kupferstecherkunst erlangt hatte, und durch seine vielumfassenden Kenntnisse, und ununterbrochene Wirksamkeit für seine Kunst unterhielt, wurde auch auf seine Gemählde übergetragen, und er als der erste deutsche Künstler gepriesen, ob es gleich damahls schon befsre Zeichner und Mahler gab, als er war; denn ausser dem natürlichen und mannigfal-

tigen Ausdruck seiner Köpfe ist wenig vorzügliches an ihm. Aber er hatte bey unbestrittenem Talent jene seltene Consistenz des Charakters und Ueberlegenheit der Individualität, wodurch er sich allenthalben persönliche Achtung zu verschaffen wufste, die man dann auch unvermerkt in das Urtheil über seine Kunst mit einwirken liefs. Wenn, wie der alte Herr Shandy meint, schon die Art, wie einer den Hut nimmt, seinen Charakter verräth, sollte es nicht eine solche Menge von Kunstwerken thun, die alle Einem Geiste und Einer Hand entsprungen sind? — Zweifelt auch niemand hieran, so wird doch die Wirkung lange nicht genugsam beobachtet und erwogen, den diese Geistesspra-che, diese unvermerkten, jedes Werk (und jede That) begleitenden Einflüsse nicht nur auf die subjective Stimmung des Mannes von Gefühl, sondern auf das menschliche Gemüth überhaupt haben.

Poussins erhabener Geist zeigt sich vielleicht am schönsten in seinen Landschaften, wo er frey war vom Zwange der Antiken, die er in historischen Werken als das unentbehrliche Medium zur Läuterung seiner productiven Phantasie zu betrachten sich angewöhnt hatte. Hier hingegen war nichts zwischen ihm und der Natur, das den eigenthümlichen Flug seiner Ideen hemmte, nichts das seinem Hange, nur das Gröfste darzustellen, hinderlich war; und so gingen aus seinem beseelten Pinsel jene idealischen Gefilde hervor, in die er so oft seine handelnden Personen versetzte, das liebliche Thal, wo Diogenes seine Schale wegwirft, und die über meine Beschreibung erhabene Darstellung der Sündfluth, die er noch in seinem hohen Alter mit zitternder Hand mahlte, das Monument seiner Gröfse, der Adelsbrief seines dichterischen Genies.

Ich habe von *Albrecht Dürer* gesprochen,

den

den ich, wenn auch nicht für den ersten Mahler, doch für eine der ersten Zierden Deutschlands halte, weil ich mir in ihm die schönsten Eigenschaften der Nation, ihren Ernst und ihre Rechtlichkeit, so wie ihren Kunstfleifs und Erfindungsgeist, auf das trefflichste personifizirt denken kann, ohne die Schwächen, welche spätere Zeiten ihrem edeln Grundcharakter anhängten. Auch darin vorzüglich, dafs er die Kunst nicht blos, wie die meisten seiner Zeitgenossen und Landsleute als Handwerk, sondern als Wissenschaft trieb, und alle ihre verschiedenen Theile umfafste, war er ein verdienstlicher Priester in dem Tempel der Göttin, der jedoch nie ganz in ihr Allerheiligstes eindrang, weil seinem mefskundigen Geiste die Flügel der Phantasie fehlten, oder diese Flügel ihn meistens in das Land geschmackloser Hirngespinste trugen. Ein Zeuge dessen ist auch das grofse Crucifix, das von ihm gemahlt sich hier befindet; eine

wunderbare Zusammensetzung von Weibern, Heiligen, Königen und Göttern, deren zusammenhängender Sinn, wenn sie einen hat, erst mühsam wie ein mathematisches Problem aufgelöst werden mufs, und dann doch ausser den Grenzen mahlerischer Dichtung liegt; übrigens voll Verdienst im Einzelnen, in Colorit, Zeichnung und Perspectiv. Aber eine Kreuzabnehmung von Lucas von Leyden, die neben diesem Dürerischen Gemählde steht, thut ihm nicht so wohl durch den goldenen Grund, der die Farben prächtig heraushebt, Abbruch, sondern übertrifft es vornehmlich an befsrer Anordnung, Zusammenstimmung und hervortretender Ründung. Freylich sind die Falten auch steif, und die Hände spinnenartig; aber eine zarte Empfindung, die diesem Meister charakteristisch eigen zu seyn scheint, vereinigt und belebt die Handlung, und eine unübertreffliche Menschlichkeit liegt im Ausdruck der Gesichter, gleich entfernt vom italiä-

nischen Ideal und von holländischer Gemein-
heit. Ich finde, dafs weder Annibal Caracci noch Rubens die Traurigkeit der Maria so bedeutungsvoll und edel dargestellt haben, als hier in dem Gottergebenen Gesichte voll Blässe der Ohnmacht geschehen ist; jene drücken den Schmerz der heiligen Mutter zu sinnlich aus, wie wenn sie das Schwert im Leibe hätte, hier geht es ihr wirklich durch die Seele.

Es hängen auch zwey Porträte von Dürer hier, sie sind aber zu flach und dünne gemahlt, um die Vergleichung mit den Meisterstücken Holbeins auszuhalten, dem bey seinem feinen, weichen und markigen Pinsel nichts fehlt, als gelindere Umrisse, und bey seiner Kraft die Natur aufzufassen, nur noch etwas mehr Sinn für das Ideal des Charakters.

In die ehrwürdige Schule der alten steifen Treue verdient auch noch *Quintin Messis* gezählt zu werden, von dem hier einige heilige Familien sind. Ob er gleich alle Hände zu klein, und die Köpfe von geringerer Bedeutung macht, als Dürer und Lucas von Leyden, so mahlte er dafür die Gewänder schöner und freyer, und hat mit ihnen jene zarte Jungfräulichkeit und heilige Klösterlichkeit der weiblichen Gestalten gemein, und den Ernst der Unschuld, die schlichte Demuth und die weltfremde Einfalt der Jünglinge und Männer, welches alles so schön zu der sanft- und demüthigen Lebensweise des friedlichen Königes pafst, dessen Reich nicht von dieser Welt war. Zwar werden diese Eigenschaften heut zu Tage, besonders auch hier zu Lande, wo man das Schöne immer idealisch haben will, das Ideal aber sehr unidealisch nach einem modischen System zuschneidt, nicht mehr als gültiger Styl aner-

kannt; es ist aber doch merkwürdig, wie sehr sie schon den alten Italiänern aufgefallen seyn müssen, da nicht nur Dürers Passion, die diesen Charakter an sich trägt, theuer von ihnen gekaufst und von einem ihrer ersten Künstler nachgestochen wurde, auch Dürer selbst bey Raphael in grofser Achtung stand, sondern selbst grofse Florentinische Meister so sehr von diesem nordischen Style (wenn ich ihn so nennen darf) eingenommen wurden, dafs sie so gar ihre schönern Landesformen dieser altdeutschen Natur aufopferten, und sie auf eine nicht zu entschuldigende Art zu ihrer Manier machten.

Ich kann nicht anders, als hier noch zwey alter Gemählde, die einem *Anton Claissens* zugeschrieben werden, und das Urtheil des Cambyses vorstellen, gedenken, weil in ihnen jener altväterische trockene Fleifs bis zum lächerlichsten Extrem seelenloser Dürre über-

trieben ist. Eine Menge Figuren stehen wie unbewegliche Stöcke um den Menschen herum, der lebendig geschunden wird, ohne mit Mienen oder Geberden den mindesten Antheil zu bezeugen, und erregen durch ihre hölzerne Gleichgültigkeit, statt Mitleidens oder Abscheus über die grausame Handlung, bey jedem Beschauer unfehlbares Lachen. Besonders gesegnen sich die Franzosen über diese ihrem ganzen Wesen so fremdartige Steifigkeit, und preisen sich glücklich, dafs auch ihre gemeinen Mahler doch noch der Anmuth huldigen. Indessen haben auch diese alten Werke mehr noch als blos geschichtlichen Werth; das böse Gewissen drückt sich in dem Gesichte des Richters nicht übel aus, die Hände sind gut gezeichnet, das Colorit hat viel Harmonie, alles ist mit einem reinen Pinsel gemahlt, und der Fleifs dabey ist so grofs, dafs man in dem Helm eines Kriegers den Widerschein eines Kirchthurms entdeckt.

Freylich ist alle Anmuth daraus verbannt; aber denjenigen Franzosen, welche diesen Mangel zu einem Triumph ihrer Grazie, und andern zu einem Nationalvorwurf machen wollen, sollten diese, statt ihnen sclavischen Beyfall zu geben, keck Vanloos kraftlose Theaterzierlichkeit, oder Wateaus galante Salbadereyen vorhalten, wogegen jene alte ängstliche Wahrheitstreue ein wahres Verdienst ist.

Vor allen diesen alten Deutschen und Niederländern aber gebe ich die Palme dem ältesten von ihnen, dem *Johann van Eyck*. Er ist nicht nur in der Wärme des Colorits vorzüglich, welche er auf den höchsten Grad zu treiben wufste, ohne dafs sie bunte Manier wurde, nicht nur in edlern Formen und weniger Trockenheit bey der gewissenhaftesten Vollendung der Gesichter, Gewänder, und alles dessen, was man sonst als Nebenwerke

vernachlässigen zu müssen glaubt (bey ihm ist nichts Nebenwerk), bis auf das geringste Gräschen herunter; sondern in allem zusammengenommen, was jene alte Kunst auszeichnet und preiswürdig macht. In dieser Hinsicht verdient seine Hochzeit zu Cana, vorzüglich aber seine Anbethung des Lammes, einen ehrenvollen Platz neben dem Höchsten, was die Kunst aller Zeiten hervorgebracht hat. Wer das mystische Sujet vertragen mag, wird den innern Geistesgehalt dieses Werks eben so grofs finden, als die practische Kunst, wenn schon keine Spur classischer Alterthümlichkeit darin anzutreffen ist, und der ausserordentliche Fleifs in der Ausführung eher die geistige Bedeutung zu schwächen als herauszuheben scheint. Aber die Apocalypse ist eine zu verrufene Quelle, als dafs nicht die gewöhnlichen Leute von Geschmack ein Vorurtheil gegen alles haben sollten, was aus ihr herfliefst; wenigstens sehe ich niemand

sich lange vor diesem Gemählde verweilen, und wenn ich jemand darauf aufmerksam mache, gibt man mir nur mit Kaltsinn Recht. Ich dächte jedoch, der echte Geschmack sollte sich wohl auch eine kurze Zeit in die christliche Mythologie mit Wohlgefallen hineindenken, und ihre Ideen mit dem Plastischschönen vereinbar finden können, wenn ihn, wie hier der Genius dieser Mythologie, in Werken die er selbst eingehaucht zu haben scheint, sichtlich dahin leitet. Es ist mehr ein Beweis von der Einseitigkeit des Geschmacks, als von seinem wahren Fortschritte, dafs man das unendliche Reich der bildenden Phantasie so beschränkt, und nicht nur alle ihre Wirksamkeit in griechische Verhältnisse bannen will, ohne Scheu vor den schreyenden Idiotismen, welche die Folge davon sind, sondern ihr auch bald keinen Stoff mehr gestattet, der nicht aus Griechenland herkömmt. Ist doch auch aus jenen alten hebräischen

Mythen ein gewaltiger Geist hervorgetreten, der an Kraft und Ausdehnung keinem weicht, und sich in allen bildlichen und unbildlichen menschlichen Schicksalen durchgreifend und schön zu zeigen im Stande ist! Zwar hat der Künstler noch nicht gelebt, der diesen Genius in seiner reinen Originalität gefafst, und in ganzer Wahrheit dargestellt hätte; einem Theile der Italiäner lagen die Antiken zu nahe, deren Grăcität diesem Geiste zu vornehm ist, an dem andern Theile ist ihm der Materialismus zu sinnlich; und die Deutschen fafsten wohl seine Innigkeit und Demuth, aber nicht den leichtern Schwung und die feinere Lebendigkeit des Morgenlandes, und mischten zu viel von ihrer Nationalität darunter. Aber die Zeit, welche nicht ruht, bis sie alles mögliche Schöne und Gute geweckt hat, wird auch noch diesen christlichen Künstler hervorzubrigen wissen, der das Eigenthümliche des Geistes der Bibel in den Darstellungen

ihrer Geschichten anschaulich machen, und zur bleibenden, ja vielleicht zur vorzüglichsten Idealität stämpeln wird, und wenn er kömmt, so wird er sich in diesem nordischen Style mehr vorgearbeitet finden, als irgend anderswo.

Diefs Gemählde voll auffallender und verborgener Schönheiten würde sich, auch von dem himmlischen Kleide der Farben entblöfst, noch im Kupferstiche gut ausnehmen, und verdiente diese Auszeichnung (wenn sie nicht schon geschehen ist) auch um seines Alters, und des Rnhmes seines Meisters, also um der Kunstgeschichte willen; aber es möchte schwer halten, einen Grabstichel zu finden, der dieser ernsten Vollendung getreu bliebe, ohne von dem saftigen und kräftigen Tone, den das Original hat, abzuweichen! Es ist noch sehr gut erhalten; die Farben müssen mit ausserordentlicher Reinigkeit und Kennt-

nifs gemischt worden seyn, um diese Frischheit nicht zu verlieren, die auch dem Wiesengrunde, durch den das Wasser des Lebens fliefst, zur geistigen Bedeutung nothwendig ist. Diese paradiesisch grüne Flur dient zugleich zum Grunde für die glänzenden Gewande, und bringt sie in eine unblendende Harmonie.

Es stand ehemals in der St. Johannes-Kirche zu Gent, und wurde, wie Sandrart im zierlichen Tone der fruchtbringenden Gesellschaft sagt, „daselbst wohl verwahrt und „verdeckt, und nur von den höchsten Po„tentaten der Welt mit ihren Gnadenblicken „bestrahlet, oder um grofse Verehrungen und „auf hohe Feste gezeiget, dabey allezeit ein „solch Gedräng von Kunstliebenden entstan„den, dafs es nicht anders geschienen, als „ob die Kunsbegierigen Immen, bey diesem „Immenkorb umschwärmend, sich über die „Süfsigkeit des Kunsthonigs ergötzten.“

Ausser diesem berühmten Gemählde sind noch einige andre von dem gleichen Meister, als ein St. Johannes, eine heilige Jungfrau, und ein Gott Vater, hier, die dasselbe in meinen Augen noch übertreffen, und zu dem erhabensten gehören, was die Gallerie besitzt, und auch ein Beytrag sind zu meiner obigen Bemerkung, dafs der Geist der Bibel grofse Bilder erlaube und eingebe, ohne sie in griechische Manier zu kleiden.

Die Neuheit der glühenden und doch harmonischen Farbenpracht, worein die Gebrüder van Eyck ohnedieſs schon über das Gewöhnliche erhabene Gebilde kleideten, und welche beym ersten Entstehen der Oehlmahlerey gleich so auffallend rein und kräftig war, dafs dadurch alle vorhergegangenen Versuche, von denen man noch jetzt Spuren hat, verdunkelt wurden, mag es seyn, die ihnen den Ruhm der Erfindung dieser Kunst er-

warb, so wie Klopstock, (zwischen dem und unserm Künstler sich auch noch in andrer Hinsicht eine treffende Vergleichung anstellen liesse) mit Recht für den Erfinder des deutschen Hexameters gilt, wenn schon vor ihm und mit ihm auch andre sich daran geübt haben. — Uebrigens mufs ich doch gestehen, wenn ich bey diesen und andern gleichzeitigen Gemählden das Feuer der Farben in den Gewändern, und das damit nicht ganz harmonische Matte in der Carnation betrachte, so kann ich mich der Vermuthung nicht enthalten, als hätten jene Künstler diesen Farbeneffect weniger nach der Natur, als nach Glasgemählden studiert. Mit gemahlten Fensterscheiben waren damahls alle Kirchen und öffentlichen Gebäude verziert; wie oft mag beym Gottesdienst, oder bey einem Bankett, der schauende Sinn des Meisters auf diesen hohen Farben geruht haben, wogegen andre Gemählde nur Schatten sind; wie natürlich

war der Vorsatz, auch auf Holz und Tuch sich daran zu versuchen, und von dem glücklichen Erfolge war es ein kleiner Schritt zur um sich greifenden Mode; was ist nicht schon alles auch in den Künsten Mode geworden! Diefs Studium führte nun freylich weniger zur Kenntnifs des Helldunkels und der Haltung u. s. w., als zu dem überirdischen Glanze, der feurigen Transparenz, und ähnlichen Vorzügen, welche unter den alten Mahlern so gemein sind, deren Erreichung aber sie zu der reinen Farbenmischung zwang, die unsrer Zeit fast eben so fremd scheint geworden zu seyn, als die Glasmahlerey, und die doch jene vierhundertjährigen Gemählde noch so frisch erhalten hat, wie sie unter dem Pinsel hervorgegangen sind.

So bin ich von Poussin unvermerkt auf den wärmsten, nicht auf den gröfsten, Coloristen

gekommen. Aber die Gerechtigkeit und der gute Geschmack bewahren mich, jetzt etwa beyde gegen einander messen und abwägen zu wollen! Denn wenn ich nun von diesem heiligen Glanze wieder zu dem farbenlosen Poussin übergehen, oder nach Poussins antikisirten Gestalten diese kirchlich-strengen Heiligen beurtheilen wollte, so könnte ich kaum anders, als einem von beyden Unrecht thun, weil sie zwey Ende ausmachen, und doch jeder, allein betrachtet, so viel lobenswürdiges hat. Wer gern richten will, mufs sich hüthen, es nicht bis zur Wärme der Empfindung für die eine Partey kommen zu lassen, weil, wenn in diesem Zustande ein Urtheil gesprochen wird, das momentane Gefühl des Wohlgefallens sich unaufhaltsam neben die Erkenntnifs auf den Richterstuhl drängt, und dann nothwendig der gegenüberstehenden Partey zu viel geschieht. Wer wird aber unter dieser Bedingung richten wollen, möchte ich fragen,

fragen, wenn nicht die Erfahrung lehrte, dafs diefs ausschliefsliche Absprechen nur zu gewöhnlich sey, weil man jetzt über alles Theorien ausspinnt, und jeder auch den Kunstgeschmack in der seinigen zu finden glaubt, dem zufolge dann Gegenstände, die ganz verschiedene Principien haben, unter Eine Norm des Urtheils gezwungen werden, und man auf diese Weise wenigstens einem von ihnen so gewifs zu nahe tritt, als man nicht zwey Körper, die einen verschiedenen Gesichtspunct erfordern, unter Ein Glas bringen kann, ohne den einen verstellt zu sehen.

Mich in die Zeiten zu schicken, und die Welt gehen zu lassen, wie sie geht, ist sonst eine meiner Lebensregeln von der strictern Observanz, weil ich doch sehe, dafs weder mikrologische Bufs- noch makrologische Hofprediger etwas bey ihr ausrichten; allein sie

liegt auch so im Argen, dafs man im Schmerz darüber nur zu leicht seine Klugheitsformeln vergessen kann, besonders wenn es einem im Schreiben noch etwa geht, wie dem Apostel Paulus im Handeln, dafs man oft das was man nicht will thut, oder wie dem Bileam, dafs ein Geist, der das Schwert in der Hand hat und durch die Esel spricht, einen zum Unwillen reitzt — Und dann ist es, wie wir wissen, mit der Ethelothrescie der Lebensregeln auch so eine Sache, dafs dieselben oft desto gefährlicher sind, je schärfer wir sie uns vorgezeichnet haben, da der Böse Feind uns gerade von der Seite am stärksten zusetzt, wo wir uns mit dem Schilde der Maxime gedeckt glauben, weil er wohl weifs, dafs diese Maximen meistens von dem Gefühl dessen, was uns mangelt, dictirt sind. Mancher der nach seinem ehrlich gemeinten Wahlspruch *Recht thun und niemand fürchten* sollte, ist und bleibt eine Memme, und das *Ehrlich*

währt am längsten ist öfters bey dem, der es im Munde führt, von der kürzesten Dauer; so wie das Geld, auf welches man *Pro Deo et Patria* schlagen läfst, gewöhnlich zu ganz anderm Behuf ausgegeben wird. Soll ich noch grofse Beyspiele anführen? Descartes heiliger Vorsatz war, nichts für wahr anzunehmen als die Gewifsheit, und er baute ein ganzes Weltsystem auf Hypothesen; das *Vitam impendere vero*, welches Rousseau so feyerlich als das Panier seines Lebens aufstellte, konnte ihn nicht vor dem unglücklichsten Selbstbetrug schützen; *Plus outre* pflegte Carl V. sich zuzurufen, und endigte seine Tage in einem Kloster; und das *Suum cuique* eines andern grofsen Monarchen erklärte ein vaterländischer Pohle durch das Zeitwort: *rapit*. — Der Mensch denkt, wer lenkt? Waren grofse Männer ihrer selbst so wenig sicher, so wird es mir die Billigkeit auch nicht verargen, wenn ich etwa über die selbstgezogene Schnur

meiner friedlichen Grundsätze zu hauen verleitet, und mit meinem Mifsfallen über verschiedenes, was ich für Irrthümer der jetzigen Zeit halte, fast laut geworden bin. Falsche Meinungen lesen und hören wir alle Tage, und lernen sie durch Gewohnheit ertragen, aber schiefer Tadel guter Absichten, das Mäkeln und Meistern an dem Preiswürdigen, ist, wie die Sünde in den Heiligen Geist, unerträglich und unverzeihlich; und dahin zielen meine Vorwürfe, wenn es solche sind.

Excusationem quærere vitium est, omnia ad Deum relinque!

P. Syrus.

Ende des dritten (und letzten) Theils.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hegner, Ulrich, 1759-1840

Auch ich war in Paris

Bd.: 3

Winterthur (1804)
It.sing. 433-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466999-7